1310

Schlez

Digitized by Google

Geſchichte
des Dörfleins
Traubenheim

Für's Volk
und
für Volksfreunde
geſchrieben
von
Schlez.

Zum Gebrauche für Katholiken
bearbeitet
von
einem Pfarrer in dem Herzogthume
Neuburg.

Mit Genehmigung des churfl. geiſtl. Raths.

München, 1801.
Zu finden in des churfürſtl. geiſtl. Raths deutſchen Schulfonds-Bücherverlage am Rindermarkte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geſchichte

des Dörfleins

Traubenheim.

Zweyte Hälfte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Schlacker wird von ſeiner Hausehre geſcholten, von ſeinen Freunden verlaſſen, von einem Zechbruder verfolgt, und von ſeinen Feinden geſchützt.

Wie ein Feuergeſchrey erſcholl das Gericht von Heinrichs Ankunft im Dorfe. Groß und Klein hieng an den Fenſtern, und vor dem Mayerhofe ſtanden ſchon die Kinder verſammelt, als Block, der Schultheiß, vom Amte zurückgieng. Grüß Gott, Herr Schultheiß! Was giebt's neues, Schultheiß! Guten Abend, Schultheiß! gieng unaufhörlich die Frage. Gebt euern Buben einen Kreuzer, und fragt ſelber! brummte Block in den Bart. Endlich des immerwährenden Herrn Schultheiß überdrüßig und in der Meynung, daß ihm das aus Spott widerfahre, fieng er zuletzt an, rechts und links um ſich, wie ein närriſcher Mann, zu ſchimpfen. Steigt mir den Buckel hinauf, ihr Schlingel! war ſein gewöhnlicher Dank für jeden freundſchaftlichen Gruß.

Hinter ihm her ſuchte Gottfried das Schulhaus, und reizte dadurch die Neugierde des Volkes auf's höchſte; niemand aber unterſtund ſich, den vornehmen Herrn mit grünem Rock und ſilbernen Borten um ſeine Verrichtung zu fragen. Deſto mehr wurde Frau Liebrichinn angefallen, die, wie Gehaſi, durch's

Dorf

Dorf eilte, um ſchleunig das Schloß zu öffnen, und für den gnädigen Herrn den Abendtiſch zu bereiten.

Kaum hatten Heinrich und Wulfing das Amthaus verlaſſen, als Frau Petronella von ihrer Spazierfahrt zurückkam. Das Geſind ſtand müßig im Hofe; niemand aber verlangte, wie ſonſt wohl, ihr hilfreiche Hand zu leiſten. — Da ergrimmte die geſtrenge Frau, und fuhr das gaffende Dienſtvolk an: Da ſteht ihr wieder, und habt die Zunge im Maul! Und Sie, Frau Petronella! ſagte der Oberknecht, hat die Ihre wohl nicht in der Stadt gelaſſen. — Was? Frau Petronella? Frau Petronella? kreiſchte ſie dagegen; wart't, ich will euch lehren laſſen, wie man mit Leuten vom Stande ſpricht, und hiemit eilte ſie zorniger als ein Druthahn die Treppe hinauf, um das grobe Geſindel bey dem Herrn Gemahl zu verklagen. Dieſer aber ſaß hinter dem Ofen im Sorgſtuhle, und rührte und regte ſich nicht.

Petronella. (die Hände zuſammſchlagend) Daß's Gott im Himmel erbarm! Sitzt er wieder da, der alte Saufaus, und glotzt, wie ein Spundloch! Hörſt und ſiehſt du wieder nicht?

Schlacker. Mehr, als mir lieb iſt. . .

Petronella. Und die infamen Grobheiten des Oberknechts haſt du verſchlafen?

Schlacker. Nein! ſchläfert mich heute nicht.

Petr. Und doch ſitzſt du wieder da, wie's Kind vor'm Treck! Potz Stern und kein End! ſo rühr dich, und lies dem ungezognen Geſindel den Text!

Schla=

Schlacker. Doch nicht Mathäi am letzten, wie mir vor einer Stunde der Junker?

Petr. Alle gute Geister! Was hat's mit dem Junker? Iſt er hier?

Schlacker. Und Wulfing in ſeiner Geſellſchaft.

Petr. (noch erſchrockner) Und nun, was ſagt er?

Schlack. Nicht viel gutes. Die Schlüßel hat er mir abgenommen, und Wulfing iſt unſer Richter. —

Petr. (in der Stube umherfahrend) Daß eben ich nicht zu Hauſe war. Potz Stern und kein End! — — Wie wirſt du dich wieder geſtellt haben?

Schlack. Stell du dich und der Teufel! Sinn und Witz waren weg. Die Sache gieng über Bauſch und Bogen, und Reden und Schweigen galt eins ſo viel, als das andere. Wulfing, Wulfing iſt unſer Untergang!

Petr. Mag leicht, daß ſo ein Plumpſack untergeht, wie du biſt; aber ich nicht. — Wie wird dir's einmal werden, wenn Ich nicht mehr bin — wenn ich nicht mehr für dich rede und ſorge, du. . .!

Schlack. Beſſer als jetzt. — Aber geh nur, geh nur, und rede dich ſatt; nur mit mir nicht!

Petr. Das will ich auch! Potz Stern und kein End! Ich habe wohl mit andern Leuten in der Welt geredet! So ein Holzzack von einem Jagdjunker erſchreckt mich noch lange nicht! Den kahlköpfigen Wulfing perhorreſtier (perhorreſzier) ich ſchlechtweg. Du Tollpatſch aber warſt nicht ſo klug.

Schlack.

Schlack. Perhorreſziert und exzipirt *) genug: — aber der Jagdjunker kennt kein Recht, als das Jägerrecht vom Waidwerke, Sauen zu hetzen mag er verſtehen; aber vom jus verſteht er den Teufel.

Petr. Und ich werde ihm zeigen, quid juris, **) wenn er's noch nicht verſteht. So ſchlechtweg! Potz Stern und kein End gehts nicht! !

Schleunig brachte nun Frau Petronella ihren Kopfputz, der ſchon ganz verzaußt war, wieder in Ordnung; kleppte ſich etliche Schönpflästerchen auf, und rauſchte dann mit ihrem fiſchbeinernen Staatsrocke die Treppe hinab.

Heinrich und Wulfing ſaſſen eben mit Heilmann und Lieberich am Abendtiſche. Unangemeldet drängte ſich Frau Petronella in's Zimmer, und bath unterthänigſt um die Gnade, den Herrn Junker unter vier Augen ſprechen zu dürfen. — Ich weiß nichts von Heimlichkeit, die dieſe meine Freunde nicht wiſſen dürfen, erwiederte Heinrich. — Nothgedrungen ſuchte ſie alſo angeſichts der ganzen Geſellſchaft all ihre Tauſendkünſte hervor, mit denen ſie weiland den Herrn Vormund von Schleich bezaubert hatte. Bald weinte ſie, bald lächelte ſie wieder, und vergaß ſich zuweilen ſo weit, daß ſie dem Herrn Jagdjunker die Backen ſtreichelte. Ich begreife gar nicht, wie ein ſo ſchöner, junger gnädiger Herr ſo unerbittlich ſeyn kann,

*) verſchlagen und verbethen.

**) quid juris, was Rechtens iſt.

kann! rief ſie endlich mit Thränen aus. — Aber trotz aller Unbegreiflichkeit blieb Heinrich auf ſeinem Kopfe. — Sie bath unterthänigſt und fußfälligſt um einen andern Kommiſſär; Wulfing ſtimmte in ihre Bitten ſelbſt ein, aber umſonſt! Nur um ihrer Willen, ſieht ſie, ſoll der gnädige Junker verſchonen! Aber er verſichert dagegen, daß weder ihr, weder ihrem Gemahl Unrecht geſchehen ſoll. — Sie betheuert die Unſchuld ihres Mannes; ſie wälzt alles auf den Vormund von Schleich, und ruft Ach und Weh über ihn aus; aber Heinrich iſt unbeweglich. Das wird ſich alles bey der Unterſuchung zeigen, — ſagt er endlich, und verbittet ſich jede weibliche Dazwiſchenkunft. Männerhändel müſſen unter Männern ausgemacht werden!

Mit dieſer Abfertigung kommt die geſtrenge Frau wieder nach Haus. Herr Benedikt Blaſius Schlacker ſieht ſchon an ihrem rüſtigen Gange von ferne den empfangenen Beſcheid. Potz Stern und kein End! ſchreyt ſie beym Eintritt ins Zimmer, und reißt Maſchen und Kleider vom Leibe. Das iſt ein Unhold, ein Menſch ohne Riſong (Raiſon)! — Aber ſiehſt du, alter Weinſchlauch! ſo geht's! das verfluchte Wirthshausſitzen hat dich um deine geſunde Augen gebracht, und bringt dich auch noch um's Brod. Wie oft habe ich dich gewarnt und ausſchandirt, du garſtiger Wanſt! All dein Lebtag wärſt du zu keinem Brod gelangt, hätt' ich dir nicht dazu geholfen, und nun, daß Gott im Himmel erbarme! — — —

So zankte ſich das Ehepaar beynahe die ganze Nacht.

Heinrichs und Wulfings Ankunft hatte während deß ganz verschiedene Bewegungen veranlaßt. Der beſſere Theil freute ſich der endlichen Erlöſung; die weniger Guten waren gleichgültig und die Müßiggänger und Schwänkmacher nahmen die Litaney zur Hand. Ihnen bangte vor einem Herrn, der ſein Gut mit ſolchen Bewillkommungen antrat. Unter der Lumpenzunft war Hans der einzige, der über Wulfings Ankunft vergnügt war. Am früheſten Morgen des andern Tages lief er ſchon ins Schloß, dem ehrlichen Wulfing noch einmal ſein Vergelt's Gott zu ſagen. *) Aber welch ein Anblick, als er in das Zimmer trat, da ſtanden die Reiter mit Haut und Haar, denen er im letzten Winter den Weg gezeigt hatte. Und zum Unſtern war eben der Herr Vogt nicht zugegen. Gottfried aber, der Hanſen im Augenblicke erkannte, rief ihm zu: Ah, willkommen, Kleinmann! treffen wir uns hier zuſammen, wie die Füchsbälge beym Kirſchner? Mein Gott! ach ja, erwiederte Hans, und krempelte ängſtlich am Hut. Er iſt doch nicht gar der gnädige Herr Junker? Nein, verſetzte Gottfried. Hier iſt dein gnädiger Herr. Aber wie kömmt's? Ich habe gemeynt, du wäreſt Spezial mit dem Herrn Wulfing, und nun ſtehſt du vor ſeinem Herrn wie ein A. B. C. Schütz? Wer hätt aber auch gemeynt, erwiederte Hans, daß wir uns in Traubenheim wieder ſähen? Hat er ja doch ſo fremde gethan, als wär er aus Pohlen! — Indem kam Wulfing ins Zimmer zu.

*) Wofür? findet man im erſten Theile

zurück. Durch einen herzlichen Handschlag riß er den armen Schelm aus der ersten Verwirrung, und dieser flüsterte ihm ungesäumt ins Ohr: Liebster Herr Verwalter! Er hat doch dem Herrn Junker nichts vom Jud Schomel gesagt? Nein, versetzte Wulfing, und gab dadurch dem Bettler gleichsam wieder neues Leben. Seine Freudenbezeugungen über das Glück, den Herrn Junker und Herrn Gottfried, vor allen aber Herrn Wulfing wieder zu sehen, wurden fast ausgelassen. Dem letztern drückte er alle Augenblicke die Hand. Wäre, weiß Gott, und wahrhaftig krepiert, wie ein armer Hund, sagte er, wenn er nicht gewesen wäre! Gott Lob! daß ich noch lebe, weil er wieder da ist! Nun will ich aber all mein Lebtag nicht mehr mit dem Queersack herumziehen! Aller Muth kömmt mir wieder, und, nicht wahr, er sorgt dafür, daß mich der gnädige Herr manchmal in seinem Bauhof ein Stücklein Geld verdienen läßt? Heinrich versprach es ihm selbst, gab ihm ein kleines Geschenk, und gieng dann mit Wulfing und seinem Hausjäger durch's Dörfchen spaziren.

So springen Kinder ihren Eltern entgegen, die vom Markte kommen, wie die Leute von Traubenheim dem gnädigen Herrn Junker und ihrem ehemaligen und so lieben Herrn Verwalter. Dem letztern wagten sie sogleich die Hand zu biethen; vor dem Junker aber machten sie nur einen demüthigen Scharrfuß oder Kniks. Als er jedoch sogar freundlich mit ihnen sprach, bekamen sie Muth, auch mit ihm zu schwatzen. Ey, ey, sagten sie, und wunderten mit den

Fingern, was der Herr Junker so groß geworden ist! Zs! Zs! ich weiß noch wie heute, wie wir geflehnt haben, als er fortfuhr. Wir haben ihn abgeschmatzt, daß ihm unsere Thränen auf die Backen gelaufen sind.

Also die Leute voll guten Gewissens! Die Lumpen des Dorfs aber, die Schlacker erst aufgenommen und zu Lumpen erzogen hatte, guckten indeß nur so zwischen den Thürspalten heraus, und wußten nicht recht, was sie fürchten, oder hoffen sollten.

Unter der Linde setzte sich der gnädige Herr mit Wulfing. Alles um sie her stimmte ihre Herzen zur Wehmuth und Freude. Heinrich dachte sich alle Spiele seiner Knabenzeit, die er an schönen Sommerabenden unter diesem Baume getrieben, und Wulfing die goldenen Zeiten wieder, als er sich hier noch mit seinen Amtsuntergebenen versammelt, und wie ein Vater mit seiner Familie berathschlaget hatte. Niklas, Wilhelm, Fritz und Romel kamen, und freuten sich mit einem herzlichen Handschlag der glücklichen Ankunft; aber von ferne stand Rulli, und traute sich nicht zu der Gesellschaft hin. Ruf er doch, lieber Herr Verwalter, sagte Niklas, auch den Rulli zu uns. Während das halbe Dorf verlumpte, ward Rulli ein wackerer Mann. Er erzählte ihm kurz die Geschichte des Maurers, und Wulfing rief ihm ein Willkomm entgegen. Nun trat auch Rulli näher, und mischte sich in den Kreis der guten Bürger, die um ihren Herrn und Beamten versammelt standen, wie die Kinder um ihre Eltern. Unter herzlichen

Ge-

Geſprächen verfloß alſo der Morgen. Heinrichs Leutſeligkeit gegen dieſe Männer flößte ſelbſt den liederlichen Muth ein; ſie ſchämten ſich ihres bisherigen Thuns, und ſahen mit Neid auf die geehrten Nachbarn des Dorfes.

Des Nachmittags nahm ſogleich die Unterſuchung der Schlackerſchen Amtsführung ihren Anfang. Die Rechnungen wurden ganz richtig gefunden; aber die Protokolle lagen ſämmtlich in jämmerlicher Verwirrung. Zehn Bogen waren oft mit leerem Gewäſch über einen Dreybätznerhandel angefüllt, und am Ende war doch, ſtatt eines Beſcheides, nichts als die Zeche des Weinſchlauchs zu finden. Hohe Stöſſe von Ausſchätzungsprotokollen, wenigſt achtmal ſo viel, als Wulfing in ſeiner langen Amtsführung erlebt hatte, lagen auf einander. Mit den Unterthanen wurde in Anſehung der Strafgelder unbarmherzig verfahren, und doch keine Seele gebeſſert. Zu den neuen Auflagen, mit welchen das Dorf ſeit einigen Jahren gedrückt wurde, hatte, laut der Akten, Herr Blaſius jedesmal ſelbſt den Vorſchlag gemacht, um ſich durch dieſen, leider nur zu allgemeinen Kunſtgriff, bey der geldbürftigen Herrſchaft zu empfehlen. Die alten Papiere des Archivs lagen zerſtreut, wie Pfefferguckenim Winkel eines Krammladens, umher, und große Schnappsbullen ſtanden an der Stelle der Akten.

Der erſte Kläger, der nach etlichen Tagen gegen Herrn Blaſius auftrat, war Ludwig. Man muß ſich der Rarität willen erinnern, daß es der nämliche

Lud-

Ludwig ist, der eilf Jahre zuvor in der Schomlischen Klagsache gegen Wulfing als Zeuge gestanden ist. —

Es war so seine Weise, es immer mit dem Stehenden zu halten, und dem Fallenden auf den Nacken zu treten. Als Wulfing stürzte, hielt er's mit Schlackern; als Schlacker fiel, hielt er's wieder mit Wulfing. Indeß glaubte er, bey diesem seine Scharte nicht besser auswetzen zu können, als dadurch, daß er dem armen Blasius den Hals brechen half.

Unter großen Freudenbezeugungen, den alten Herrn Verwalter einmal wieder zu sehen, trat also der einäugichte Schalk in die Gerichtsstube. Was er gegen Schlackern vorbrachte, war bey ihm lauter Sache des Gewissens, und dabey versäumte er nicht, nach Herrmanns Manier fleißig die heilige Schrift einzumischen. — Mit Empörung aber vernahm Wulfing die Klage des Bösewichts. Lebhaft sah er ihn noch einmal dastehen, wie er in der Jud Schomelschen Sache gegen Besserwissen und Gewissen Leib und Seele verschwur, und am Ende mit zitternder Hand das Schurkenpatent unterschrieb.

Sobald also die Klage vollendet war, ließ Wulfing den Amtmann rufen: Hier, Herr Amtmann! ist der erste Kläger wider Sie, der Ihnen ins Angesicht behaupten wird, was er zu Protokoll geben will, sagt er.

Gott! steh mir bey, schrie Schlacker wie betäubt. Wenn solche Schurken meine Kläger seyn dürfen, so bin ich so gut, als verloren. Erinnern Sich aber Euer Hochedelgestreng, mein hochzuverehren

kender Herr Kommiſſär! nur an Dero eigene Sache gegen den Jud Schomel. —

Hochedelgeſtrenger Herr Verwalter! begann Ludwig erſchrocken, hab' ich ihm jenesmal Unrecht gethan: ſo ſoll mir's Gott verzeihen! Jeder redet, ſo gut er's weiß, und geſund will ich nicht von der Stelle gehen, wenn ich mich erinnern kann, wie's mit jenem Gelde war. Lieber Gott, wer kann alles ſo merken; man ſieht des Jahrs mehr aufzählen. Aber, wegen des Schimpfs, den mir Schlacker anthut, muß ich als ein achtbarer Gerichtsbeyſitzer um Sarfaxion bitten, ob er gleich gar nicht kumpabel iſt, einen ehrlichen Mann zu ſchimpfiren.

Des Herrn Amtmanns Sache muß erſt unterſucht werden, ſagte Wulfing; aber die eurige habt ihr ſelbſt unterſchrieben. Vergebt alſo nur immer, wie ich euch vergebe!

Durch dieſe Verſicherung erwachte Ludwigs Dreiſtigkeit und geſunkener Muth wieder. Er rechnete darauf, daß Wulfing wenig Beweis fordern werde gegen ſeinen Brodrauber, und brachte Punkt für Punkt die Klagen noch einmal vor. Schlacker ſchrie dagegen aus vollem Halſe. Wulfing aber ſchien ſeinen Abläugnungen und Entſchuldigungen ſo wenig Glauben beyzumeſſen, daß ſich Schlacker für ſo gut, als verloren anſah. Es ſcheint, ſagte er zuletzt mit Thränen, man will nicht nur um meinen Dienſt, ſondern auch um meinen Kopf ſpielen.

Nach Rechten hat er ihn ſchon längſt verwirkt, ſchrie Ludwig mit einer Dreiſtigkeit, und berief ſich dabey eins um's anderemal auf Fritzen.

Schlacker aber, dem Fritz schon mehr als einmal die Wahrheit gesagt, verwahrte sich aus aller Kraft gegen ihn. Einen Todtfeind zum Zeugen und einen Böſewicht zum Ankläger — sagte er — da muß ein Engel zu Schanden werden! —

Gleichwohl ließ Wulfing Fritzen auf der Stelle rufen. Fritz Rudinger hörte gelaſſen die Beſchuldigungen an, die er verbürgen ſollte. Da aber ſo viel Halbwahres und Unerwieſenes mit unterlief, und offenbare Lügen mit eingemengt waren, rief er mit Entſchloſſenheit aus: Nein! was Recht iſt, hat Gott lieb! Dem Herrn Amtmann habe ich öfters als einmal meine Herzensmeynung geſagt. Er hat das Dorf ruinirt, und dem ruinirten Dorfe noch obendrein neue Abgaben aufgebürdet, das iſt und bleibt wahr, und das will ich ihm beweiſen, er mag unſer Herr Amtmann bleiben, oder nicht; aber die andern Beſchuldigungen, die ich bezeugen ſoll, ſind mir theils unbekannt, theils offenbar falſch! — Wie kannſt du das ſagen? ſtammelte Ludwig in gröſter Verwirrung. — Und wie willſt du deine Ausſagen beweiſen? antwortete Fritz. — So ſtritten ſich beyde um Schlackers Schuld und Unſchuld, und dieſer ſtand wie verſteinert, aus dem Munde ſeines vermeyntlichen Todfeindes eine ſo männliche Vertheidigung zu hören. — Wulfing aber zog ſtillſchweigend die Schelle. Der Amtsknecht erſchient. — Den Ludwig in's Loch, bis auf weitern Beſcheid! Um Gotteswillen, Hochedelgeſtrenger Herr Verwalter! ruft Ludwig, wie ſoll ich das nehmen? ſteckt man ehrliche Leute, ſo mir nichts, dir

nichts,

nichts, ins Loch? Die Ehrlichen nicht, aber die Verläumder, verſetzte Wulfing. Nur Ein Wort unter vier Augen, und dann will ich mir alles gefallen laſſen, fleht der Schalk im wehmüthigſten Tone. — Warum nur unter vier Augen? fragt Wulfing. Gerechter Gott! ſchreyt Ludwig, iſt das ſo was unrechtes? trägt mir denn Euer Hochedelgeſtreng den Schomelſchen Handel ſo lange nach? Gar nicht! alles vergeben und vergeſſen! verſetzt der ehrliche Richter und läßt auf der Stelle die übrigen Abtritt nehmen. — Bedenk er doch, Herr Verwalter! ſagt ihm dann Ludwig ins Ohr, kein Menſch wird mehr das Herz haben, gegen den Amtmann zu zeugen, wenn man ſeinen erſten Ankläger ins Loch ſteckt. Falſche Zeugen will ich auch nicht, erwiederte Wulfing. Wenn ihr mir alſo ſonſt nichts unter vier Augen zu ſagen habt . . . Nun ja doch, fällt Ludwig ins Wort: (ſchmeichelnd) Er ſoll ſehen, ich verlange es nicht umſonſt. —

Wulfing. (indem er wieder ſchellt) Und ihr ſollt ſehen, daß ich unbezahlt thue, was recht iſt. (Zum Amtsdiener) Führt ihn ab.

Zweytes Kapitel.

Schlacker zieht ab, und ein neuer Schultheiß wird erwählt.

Ludwigs viertägiger Arreſt bey Waſſer und Brod verdarb allen Lügnern die Luſt, eben ſo gegen Schlackern zu fechten. Herr Benedikt und Frau Petronella ſchöpften ſogar wieder Hoffnung, ihren Stand zu behaupten. Kein Schleichweg blieb unbetreten, und dem Junker lag das Ehepaar ſo ſehr in den Ohren, daß er gute Luſt hatte, nach Gotha zurück zu reiſen; Wulfing aber verbath ſich ein für allemal die Kreuzflucht. Es iſt ſo die Weiſe der Herrſchaften, ſagte er, in aller Eile zu verreiſen, wenn ſie den Dienern ein heickliches Werk aufgehängt haben. Mögen dieſe dann zuſehen, wie ſie heraus kommen; aber dießmal, gnädiger Herr! geht's ſchlechterdings nicht! Wofern Sie mich jetzt verlaſſen, ſo ſehe ich mich nothgedrungen, auf der Stelle zuſammzupacken. Schlacker ſchob indeß alle Schuld auf den Vormund, und bath mit Thränen um Schonung. Vergebens bemühte er ſich, gegen einige Beſchuldigungen falſche Zeugen aufzutreiben. Alles war abfällig von ihm. Mit jedem Tage wurde ſein Handel mißlicher. Heinrich, des immerwährenden Zudringens ohne dieß müde, befahl alſo, mit dem Amtmann kurzen Prozeß zu machen, das Abſetzungsdekret auszufertigen, und ihm ſogleich einzuhändigen. — Gnädiger Herr! erwiederte Wulfing, dieſen Auftritt werde ich alter Siebenziger

nicht

nicht überstehen. Lassen Sie Schlackern zu Sich ins Schloß rufen, und künden Sie ihm selbst seinen Abschied an, oder lassen Sie ihm die Kassation durch Ihren Gottfried bringen. Ja, meine Seele, rief dieser, schreiben Sie im Gottes Namen den Laufzettel! Ohne alle Bedauerniß will ich ihm den Hakſch einhändigen. Gegen alle gute Menschen bin ich butterweich, und ein Haase dauert mich, wenn er nicht Knall und Fall zusammenstürzt; aber den Schlingel, wie den Triefaug, wollt' ich mit eigener Hand stäupen.

Schlacker erhielt also durch Gottfried den Abschied, und zugleich wurde von dem gnädigen Herrn selbst der Gemeinde bekannt gemacht, daß alle neuen, vom entsetzten Amtmann erst eingeführten Abgaben wieder erlassen seyn sollten. — Das Triumphiren im Dorfe und der Jammer im Hause des Amtmanns waren gleich groß. Bey einer verschwenderischen Wirthschaft hatte er keinen Heller erübriget. Sein ganzer Reichthum bestand in vorhandenen Geräthschaften. Wohin aber mit diesen und wohin mit der eigenen Schmalztonne? — Frau Petronella, die sich am Ende noch leichter zu fassen wußte, als ihr Gemahl, schlug indeß Bamberg vor. Durch Beyhilfe des Herrn von Schleich glaubte sie da mit ihrem Manne wieder versorgt zu werden. Heinrich ließ einen großen Theil seiner Geräthschaften durch Gottfried theuer erkaufen, und schenkte sie dem ehrlichen Wulfing. Ludwig aber, dessen Arrest eben zu Ende war, mußte das theure Päärchen zur Frohn und

Strafe nach Bamberg führen. Viele, die sich schon entschlossen hatten, bey Schlackers Abreise einen Freudenschuß zu thun, gaben ihren Vorsatz wieder auf, als sie das sahen, und Wulfing ließ zum Uiberflusse noch auflauern, um jeden, der öffentlich seine Schadenfreude bezeugen würde, beym Kopf zu nehmen.

Am Tage des Abzugs schrieb Heinrich noch folgenden Brief an Herrn von Schleich, und gab ihn Herrn Schlacker zur Bestellung:

Wohlgebohrner Freyherr!

Der Uiberbringer dieses Briefes wird Ihnen selbst sein Schicksal erzählen. Sie haben den unglücklichen Mann, so lange er unter Ihrer Aufsicht stand, nach Ihren Absichten und zu meinem Nachtheile benützt. Das Meinige habe ich gethan. Ein ehrlicher Mann, ein Freund meines seligen Vaters, den Sie brodlos gemacht haben, ist wieder in seinen Posten angewiesen, und wird seine letzte Kraft anwenden, einen Theil des Elendes wieder zu heben, das Sie und Schlacker über mein verwildertes Rittergut gebracht haben. Des Rechtes, Sie darüber zu belangen, werde ich mich, in Rücksicht auf Ihre zerrüttete Haushaltung, nicht bedienen, sondern sie ganz dem eignen Gefühle Ihrer Strafwürdigkeit überlassen. Traubenheim am 3ten May 1720.

Heinrich, Freyherr. von Traubenheim.

Nach

Nach Schlackers Abzuge ließ Wulfing seine Schwester sogleich nach Traubenheim bringen, und war nun eifrig daran, den Anfang zur Wiederherstellung des Ritterguts zu machen.

Den ersten Schritt dazu, glaubte er, durch die Wahl eines neuen, tüchtigen Dorfsschultheiß thun zu müssen. Seiner Meynung nach hieng von dieser Wahl die Hälfte aller Unternehmungen ab, und ein Beamter war in seinen Augen des Absetzens werth, der eine wichtige Stelle einem Unwürdigen um's Geld giebt. — Gleich am Abende nach Schlackers Abzug sprach er darüber mit seinem Herrn. Dieser glaubte, daß im ganzen Dorfe kein tüchtigerer Mann dazu könne gefunden werden, als der Wirth Romel, den er bey seiner Dorfsvisitation überaus lieb gewonnen hatte. Für diesen wär ich nicht! erwiederte Wulfing; zwey einander so entgegengesetzte Personen, wie ein Wirth und ein Schultheiß, sollten nie in Einer vereiniget werden. Der Vortheil des erstern steht immer den Pflichten des letztern im Wege; das Volk zieht dann noch stärker, als bisher, ins Wirthshaus, weil es dann glaubt, daß man mit gutem Anstande ohnmöglich den Schultheiß sprechen könne, ohne beym Wirth zu trinken, und kein Grasfleck wird dann anders, als beym Kruge versteigert. — Romel ist zwar ein grundbraver Mann; aber Gelegenheit macht Diebe. —

Heinrich. Nun, wen halten Sie denn, ausser dem Wirth Romel, für den tauglichsten Mann?

Wulfing. Den Niklas Wenner.

Heinrich. Gut, ſo ſoll der Schultheiß werden.

Wulfing. Wozu ich eben ſo wenig rathen will. Er iſt zwar der geſcheideſte und ehrlichſte Bauer, den ich kenne; aber ihm fehlt's an Muth oder ſchnellem Entſchluße; oder wenn Sie lieber wollen, an männlichem Trotz und Verſchlagenheit.

Heinrich. (lächend) Dächt' ich, dieſe Eigenſchaften wären nur einem General unentbehrlich.

Wulfing. Einem Dorfsſchulzen im Kleinen ſo unentbehrlich, als dem General im Groſſen. Ein Schulze, der weiter nichts wagt, als der Gemeinde wieder zu ſagen, was der Beamte geſagt hat, und bloß den weiſen oder dummen Entſchluß der beyden Theile hin- und her trägt, der nicht Trotz genug hat, im Nothfalle durch einen Machtſpruch dem ganzen Pöbel durch den Sinn zu fahren, der nicht durch Verſchlagenheit das Dorf oder das Dorfsgericht auf ſeine Seite zu neigen verſteht, iſt bey dem beſten Herzen und hellſten Kopfe nichts als des Beamten und der Gemeinde Sprachrohr. Merkt einmal das Volk ſeine ſchwache Seite: ſo hält es in allem Gegenpart, und folgt am allerwenigſten in ſolchen Aufträgen, die der Schulze ſelber macht.

Heinrich. Aber ſollte Niklas wirklich ſo ſchwach ſeyn?

Wulfing. Schwach eben nicht; aber doch auch nicht ſtark genug, und für Hauptgeſchäfte zu alt. Ich kenne den ehrlichen Mann. Er iſt zu menſchengefäl-

lig

lig für einen Ortsvorsteher. Strittigkeiten und böse Nachrichten scheut er wie's Feuer. Er ist zu demüthig, sagt seine Meynung zu bescheiden, mit zu wenigem Nachdruck und Uibergewicht; das Volk kennt ihn auf dieser Seite, und er selbst kennt sich nur zu gut, als daß er das Aemtchen nur verlangen sollte. Der tüchtigste Mann scheint mir Fritz Rudinger, der Tochtermann des ehevorigen Schultheiß Ortmanns, zu seyn.

Hein. Ist das nicht der, welcher für Ludwig so wacker gezeugt hat.

Wul. Ja, gnädiger Herr! Auch das war ein Beweis seiner kurzen Entschlossenheit, seines männlich Trotzes. — Die Folge wird lehren, daß ich meinen Mann kenne.

Sogleich schickte Heinrich nach dem vorgeschlagenen Dorfsschulzen, übertrug ihm, in Beyseyn des Dorfgerichts, mit der besten Ermahnung das Amt, und machte nun, da er über die wichtigsten Angelegenheiten des Dorfs Abrede genommen, Vorkehrung zur Rückreise nach Eichstädt.

Seinen Gottfried ließ er als Hausmeister zurück, und nahm an dessen Stelle den ältesten Sohn des neuen Schultheiß mit sich. Reinhard, so hieß er, ein Bürschchen von 18 Jahren, freute sich gewaltig der Ehre, mit dem gnädigen Herrn reisen zu dürfen! Noch mehr aber der Gelegenheit, ein anders Stück Welt zu sehen. Furchtsam schlug ihm jedoch das Herz, wenn er dachte, wie linkisch er sich zur Bedienung anstellen würde.

Darum laß dir nicht bange seyn, Reinhard! sagte Heinrich. Zur Aufwartung bedarf ich deiner nicht. Nur deßwillen nehme ich dich mit, daß du siehst, wie man auch außer deinen 3 Feldern und 4 Pfählen wirthschaftet. Handwerkspursche durchreisen oft ganz Deutschland, ohne von der Landwirthschaft fremder Länder das mindeste zu merken, weil sie nur grossen Städten zulaufen, und in ihren Werkstätten sitzen. Wir wollen aber eine Bauernreise machen, und gelegenheitlich siehst du auch etwas von städtischen Einrichtungen und Sitten.

Seelenvergnügt trat nun Reinhard seine Begleitung an. Auf dem Wege verweilte Heinrich mit ihm, wo nur etwas zu sehen, oder zu lernen war. Sie besuchten schöne Mayereyen, glückliche und verdorbene Dörfer, Eisenhämmer, Glashütten, Salzwerke, Fabriken, und was ihnen merkwürdig schien. Reinhards Geist erwochte da, wie aus dem Traume. Mit ganz andern Augen sah er die Welt an. Vor Sehnsucht schlug ihm das Herz, alle diese Neuigkeiten seinen Kameraden zu erzählen, und in der Wirthschaft seines Vaters von allerley, was er im Feldbaue gesehen hatte, Versuche zu machen.

Reinhards Heimkunft gab daher viel Aufsehens im Dorfe. Stunden lang wußte er in Einem fort zu erzählen, und Handwerker, die gegen alle Winde gereiset waren, sassen um ihn her, und lauschten wie Kinder. — Sind wir doch zehnmal so weit herumgekommen, als du, sagten sie, und haben für wahr nicht halb so viel gelernt und gesehen. — Das

ist

iſt aber auch ein ander Ding, antwortete Reinhard, wenn ein Herr mit einem reiſet, mit ſeinen Trinkgeldern Thür und Thor aufthut, und einem alles erklärt, und erklären läßt. Anfangs ſah ich den Wald vor lauter Bäumen nicht, ſo ſtark guckt' ich in die Welt hinein; aber ganz anders war's mir vor Augen, als mich der gnädige Herr auf alles hinwies.

Einige Vortheile, die Reinhard auf ſeinen Reiſen geſehen hatte, gelangen ihm in ſeiner väterlichen Wirthſchaft auf's beſte. Jeder ſeiner geſcheiden Kameraden wünſchte ſich auch das Glück, einmal mit dem gnädigen Herrn reiſen zu dürfen, und Heinrich nahm in der Folge auf allen ſeinen Reiſen bald dieſen, bald jenen gelehrigen Jungen des Dorfes mit.

Männer von geſchlachtern Sitten, hellern Köpfen und thätigerm Geiſte wuchſen in dieſen Jünglingen empor, und bey jeder nützlichen Anſtalt bothen gewöhnlich dieſe zuerſt die Hand.

Drittes Kapitel.

Das Langweiligſte und Wichtigſte aus Allem.

Während der Abweſenheit des gnädigen Herrn war Wulfing unermüdet geſchäftig, Mittel zu erſinnen, dem verwüſteten Dorfe wieder aufzuhelfen. Die

Frucht

Frucht seines Nachdenkens war folgender Aufsatz, den er seinem menschenfreundlichen Herrn nach dessen Zurückkunft übergab:

„Nach Euer Hochwohlgebohrn gnädigem Befehl ermangle ich nicht, folgende Bemerkungen und Vorschläge, die Verbesserung unserer derzeitigen Dorfsverfassung betreffend, zur Einsicht unterthänig vorzulegen, obgleich alles, was ich zur Zeit darüber urtheilen und rathen kann, nur unzureichendes Stückwerk ist.“ Die Folge wird indeß mehrere und kräftigere Mittel an die Hand geben.

Das Dorf scheint mir gegenwärtig an zwey Krankheiten, Brod- und Sittenlosigkeit, danieder zu liegen. Zwey Uibel, die genau zusammenhängen, denen nicht einseitig zu steuern ist, und die nur allmählig gehoben werden können.

Die Brodlosigkeit ist hauptsächlich dadurch entstanden, daß man das Dorf mit einer Menge Menschen überladen hat, die alle durch einerley Gewerb ihre Nahrung suchen, und eben deßwegen nicht hinreichende Gelegenheit zu ihrem Unterhalte finden.

Der Taglöhner sind der Zeit um die Hälfte zu viel. Einer reißt dem andern den Bissen Brod aus dem Munde; fast keiner hat den täglichen Unterhalt, weil es an täglicher Arbeit gebricht.

Der erste Grund des Brodmangels liegt also in dem irrigen Grundsatze: daß die Herrschaft befugt sey, der Unterthanen so viel auf- und anzunehmen, als ihr gefällt, und sich vorfinden, ohne auf die Nahrung derselben Rücksicht zu nehmen.

Der

Der Hauptschutz, den die Obrigkeit ihren Unterthanen schuldig ist, bleibt immer der, daß sie dieselben bey einem rechtmäßigen Verdienste sichert, und diesen nicht muthwillig schmälert, oder raubt. Letzteres geschieht aber, wenn man auf den Verdienst eines und eben desselben Brodes mehr Menschen anweiset, als von demselben leben können. Durch die Aufnahme neuer, überflüßiger Taglöhner werden die ältern, welche schon länger den herrschaftlichen Schutz genießen, eben so wohl beeinträchtigt, und in ihren Rechten gekränkt, als eine Handwerkszunft, der man mehr Meister aufdringt, als sich an einem Orte oder in einer Gegend von diesem Handwerke nähren können. Weil in jedem Jahre 5 bis 8 Wochen einfallen, in denen das ganze Heer der Taglöhner Arbeit findet, sollen wir sie deßwegen $\frac{3}{4}$ Jahr hungern und faulenzen lassen? — Der Bauersmann ist allzu geneigt, über Mangel an Arbeitern zu klagen, wenn er etwa des Jahrs einmal zur Zeit einer dringenden Arbeit nicht Leute im Uiberfluß findet, die ihm auf seinem Winke zu Gebothe stehen; aber gleichgültig sieht er zu, wenn die Armen, die wahrlich von seinem Schnitterlohn kein ganzes Jahr leben können, geschäftlos herum laufen, und Hunger und Kummer leiden.

Mangel an Arbeit veranlaßt Brodmangel, Muthlosigkeit, Faulheit, schlechte Kinderzucht, häuslichen Zwist, Betrug, Diebstahl und andere Laster, wie die Erfahrung lehrt. Noch mehr mußte das in Traubenheim eintreffen, wo man unter Schlackers Amtsfüh-

führung eine Menge Gesindel aufnahm, das nichts als das nackte Leben mit sich ins Dorf brachte, durch Liederlichkeiten schon vor der Hand sich ausgezeichnet, und jedes Schutzes, nur nicht des Traubenheimers, unwerth gemacht hatte. — Zwar giebt es Fälle, wo man ganz unbemittelte Menschen, die nichts als fleißige Hände zusammenbringen, aufnehmen muß; z. B. wenn der Taglöhner, Handwerker ꝛc. zu wenig sind, oder wenn sich jemand durch vorzügliche Geschicklichkeit, durch Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit ausgezeichnet hat; aber außer diesen Fällen ist und bleibt es dumme Schutzguldenjagd, das Insassenrecht solchen Personen zu verleihen, die durch die erste Krankheit, durch das erste häusliche Unglück zu Bettlern werden, und dem Dorf zur Last fallen müssen, weil sie nur von der Hand in den Mund arbeiten, und für diesen nichts haben, sobald jene ruht. —

Dieß ist aber einmal in Traubenheim nicht beherziget worden. Das Dorf ist eine Herberge von mehr als dreyßig Bettlerfamilien, deren eine Hälfte durch eigne Schuld, die andere durch schlechte Justiz und Polizey, durch Mangel an Arbeit und Unterstützung im Elende darbt. — Wie ist nun zu helfen? — — Fortjagen? — Das hieße die Raupen vom eignen Kohl wegfangen, und auf des Nachbarn Kraut setzen, oder mit andern Worten: Liederliches Gesindel einem andern Herrn an die Gränze schicken, und Menschen zu Vagabunden machen, die ohne Heimath zehnfach gefährlicher sind, und uns auf dem Rabensteine fluchen würden. — Doppelt unbillig wäre dieß in Hinsicht

ſicht auf diejenigen Armen, wider die man nichts einzuwenden hat, als daß ſie arm, und nicht einmal durch eigene Schuld arm ſind. — Die erſtern müſſen wir alſo zu beſſern, und beyde zu nähren ſuchen.

Die wenigen Vorſchläge, die ich dießfalls für jetzt machen kann, ſchränken ſich auf folgende vier Hauptpunkte ein:

1. Müſſen mehrere Erwerbsarten unter den Taglöhnern in Gang gebracht werden; z. B. Korbflechten von verſchiedener Art, Baumzucht, Baum- und Schafwollenſpinnerey, Strumpfſtrickerey auf den Verkauf, Handelſchaft und dergleichen mehr, damit nicht alle auf's Taglohn warten.

2. Muß man es dahin zu bringen ſuchen, daß auch die Kinder einen beträchtlichen Antheil zur Erhaltung des Hausweſens beytragen, und nicht, wie es wohl in Traubenheim Mode iſt, müßig herumjaunern.

3. Muß man Vorkehr treffen, daß nicht die Reichen alles Feld verſchlingen, und das halbe Dorf ſich lehnbar machen, daß auch der Mittelmann ein Stückchen Land mehr kaufen, und ſein bischen Feld ergiebiger für ſich und die Seinigen benützen kann.

4. Muß künftig nicht jedem Taugenichts der Schutz ertheilt, dagegen dem Müßiggang, der Verſchwendung und jeder Art Liederlichkeit ernſtlich Einhalt gethan, und der Eifer zum Guten befördert werden.

Vor allem müſſen wir alſo, nach Erforderniß des erſten Punktes, dem Volke Luſt und Muth machen,

chen, neue Nahrungszweige zu ergreifen, und wenn Luſt und Muth da ſind, auch Gelegenheit ſchaffen, neue Gewerbe zu lernen und zu treiben. Jetzt ſchläft das Volk in dumpfer Unempfindlichkeit um ſo viel unthätiger, je dringender die Noth wird. Der einzige Nahrungszweig außer den gewöhnlichen iſt ihm der Bettelſtab; und der Bettelſtab greift ſich nicht mehr ſo hart und ſo rauh, wie ſonſt, ſeit ihn ſo viele Dorfnachbarn glatt geführt haben.

Vor allem will ich verſuchen, Väter und Mütter auf neue Gewerbsarten aufmerkſam zu machen; aber ich weiſſage ſchlechten Erfolg. Jung gebogen, recht gezogen; heißt es auch hier. Beſſer gelingt es bey der Jugend. Dieſe muß nicht nur den größten Theil ihres eignen Unterhaltes ſelbſt verdienen lernen, ſondern auch den Eltern ein Beyſpiel geben, aus neuen Nahrungsquellen zu ſchöpfen.

Mein Vorſchlag iſt daher nach Nro. 2, eine beſondere Arbeitsſchule zu errichten, in welcher die Kinder und erwachſene junge Leute lernen können, was ſie treiben ſollen; z. B. das Korbflechten; die unzähligen Stumpfweiden in der großen Moorwieſe, die man bloß zum Aufbinden der Weinberge gebraucht, wo die ſchlechtern gut genug wären, könnten ganz allein ſechs Korbflechter mit dem Zugehör verſorgen. Laſſen daher Euer Gnaden einen Mann, der die kleine Kunſt verſtehet, auf einige Woche hieher kommen; ermuntern Sie einige geſcheide Jungen des Dorfes, von ihm zu lernen, geben Sie dem, der die beſte Arbeit liefert, ein kleines Geſchenk, oder

seyn Sie der erste Käufer seiner Waaren, und es wird sicher gelingen. Bey der Nähe des Mayns, auf dem man die Körbe um wohlfeilen Preis weit und breit hinführen kann, fehlt es an Gelegenheit zum Verkauf im Großen gewiß nicht, und im Kleinen ist der Vertrieb ohne dieß leicht.

Noch wichtiger scheint mir das Wollenspinnen und Strumpfstricken. Es sind Häuser und Hütten armer Leute im Dorfe, wo niemand einen tauglichen Strumpf zur Welt bringt; wo man das Geld dafür ausgiebt, statt daß man dadurch etwas verdienen sollte. Segen würden sich daher Euer Gnaden erwerben, wenn Sie ein Gesindezimmer des Schlosses zu einer eigenen Arbeitsstube verwilligen, und ein kleines Gehalt für eine Lehrerinn aussetzen wollten. Der kleine Daransatz kömmt reichlich wieder, wenn das Dorf nur um ein wenig verbessert wird. Das Reichermachen der Unterthanen ist überhaupts das einzige sichere Mittel, den Gutsherrn dauerhaft zu bereichern. Eine eigene Lehrmeisterinn, wozu sich Lieberichs Ricke nicht übel schicken würde, könnte sowohl Mädchen als Knaben im Gutspinnen und Stricken unterrichten, zugleich die fähigern Mädchen etwas nähen oder auch Baumwolle spinnen lehren. So oft eine Parthie Kinder ihre Schullektion vollendet hätte, würde sie in die Arbeitsschule geschickt, um anstatt der Narrentheidungen, die sie in der Schule treiben, unter guter Aufsicht etwas Nützliches lernen; zugleich erhielten auch alle, die nicht mehr zur Schule gehen, Erlaubniß, in der Arbeitsschule zu erscheinen.

Dieß

Dieß aber dürfte nicht erzwungen werden; Niemand muß müssen! Es würde Nachtheil für den Feldbau seyn, der doch immer der wichtigste Nahrungszweig des Dorfes ist, wenn der größte Theil der Einwohner die schwerern Bauersgeschäfte verlassen, und die leichtern Handarbeiten ergreifen wollte. Gut ist's also, wenn sich der größere Hause dem Landbaue ganz allein widmet, und nur der geringere Theil, der bey der gegenwärtigen Dorfsverfassung ganz überflüßig ist, an den sitzenden Beschäftigungen Geschmack findet.

Aber woher Wolle zum Spinnen und Stricken, wenn die Kinder diese Materialien nicht selbst mitbringen können? — Die herrschaftliche Schäferey wird derer genug liefern. Wer also mit leerer Hand kömmt, spinnt und strickt Wolle aus der Mayerey. Jemand im Dorfe lernt sie gehörig färben, walken, und gar zubereiten, und übernimmt sogleich den Verkauf. Was dann nach Abzug der Wolle und der Zubereitungskosten am Gelde noch vorräthig ist, bekommen die Kinder für ihre Arbeit. Der kleine Gewinn reizt Eltern und Kinder, und wird in kurzer Zeit eine beträchtliche Summe betragen.

Zur Baumzucht könnte wohl ein eignes Stück Land von der Summe angewiesen und verzaunt werden. Gottfried ist erböthig, mit Beyhilfe der Schulkinder eine Baumschule darinn anzulegen, und unentgeldlich im Pfropfen, Okuliren, Beschneiden Unterricht zu geben, so oft er in schicklichen Jahrszeiten nach Traubenheim kömmt.

Um das Dorf her ſind eine Menge Rangen und öde Schaftriften, die ſich, ohne Nachtheil der Schäferey, ſehr gut für Bäume benützen laſſen. Da alle dieſe Plätze herrſchaftliches Gut ſind, ſo habe ich ſchon vor 30 Jahren zum Beſten der gnädigen Herrſchaft Verſuche gemacht, die aber wegen des Viehes, das Jahr aus Jahr ein dahin getrieben wird, und die jungen Bäume beſchädigt, mißlungen ſind. Von 50 Bäumen ſind kaum 4 verſchont geblieben. Wenn es aber Euer Gnaden gefallen ſollte, die Plätze, zum Beſten des Dorfs, abſtecken zu laſſen, und dieſe dann nach dem Looſe unter die ſämmtlichen hausſäßigen Einwohner zu vertheilen, ſo würden ſich die Ortsleute beeifern, Bäume darauf zu pflanzen, und bey der Viehhut möglichſt zu ſchonen, weil ſie nun ihr Eigenthum ſind; denn leider! iſt der eigene Vortheil noch immer die einzige Triebfeder, durch die das Volk in Bewegung geſetzt wird. Drey tauſend Bäume könnten auf dieſe Weiſe ganz allein auf öden Plätzen der Flur ſtehen, und mit der Zeit jährlich eben ſo viele Gulden abwerfen. Nicht zu gedenken, daß ſchon jetzt dadurch viel gewonnen wird, indem dieſe Anſtalt den Geiſt der Thätigkeit, vorzüglich unter der Jugend, aufregt.

Anlangend den dritten Punkt meiner Vorſchläge: ſo bin ich der Meynung, daß man dem Bauersmanne eine gewiſſe Morgenzahl der Aecker feſtſetzen, und nicht erlauben ſollte, daß einer, deſſen Fruchtfeld ſich ohnehin ſchon auf die beſtimmte Summe beläuft, immer noch mehr ankaufe. Die Leute würden

dadurch nicht nur vor dem Schaden bewahrt, den eine zu große Wirthschaft gewöhnlich bringt, sondern auch zugleich angetrieben, mehr auf Verbesserung, als auf Vermehrung ihrer Felder zu sehen. Nächstdem könnte auch der Mittelmann eher zu einem guten Stückchen Land gelangen, an welchen bisher nur die schlechtesten Aecker, denen er weder durch den Dünger, noch durch den Pflug abhelfen konnte, gekommen sind, weil der reichere Theil alles an sich gerissen hat.

Ingleichen müßte man jedem erlauben, das Feld nach eigenem Gefallen zu benützen; auf den flachen Stellen, wo bisher Wein wuchs, Getreid zu bauen, und Brachäcker zu irgend einer Fruchtart zu verwenden. Zu dem Ende müßte besonders der herrschaftliche Schäfer angewiesen werden, alles bebauten Feldes zu schonen. Meiner geringen Einsicht nach ist nur das im eigentlichsten Verstande Brachfeld, auf welchem nichts gebaut wird, und nur auf ein solches kann mit gutem Gewissen getrieben werden.

Zum vierten muß Marksens liederliche Winkelschenke unverzüglich aufgehoben, und dadurch eine Hauptverführung zum liederlichen Leben weggeräumt werden. Uiberhaupt muß das Polizeyamt von nun an mit gedoppelter Aufsicht wachen, und ich zweifle nicht, daß die Vorkehrungen, welche man bey meiner vorigen Amtsführung angewendet hat, gegen liederliche Haushälter auch jetzt wieder ihre guten Dienste thun werden.

Das ist aber allein nicht genug, auch auf einer andern Seite muß man das Volk vor dem Verderben schützen; z. B. Getreid von dem herrschaftlichen Boden um landläufigen Preis auf halbjährige Borg abreichen, und, wenn die Umstände der herrschaftlichen Kasse sich wieder erholen, auch ehrlichen Leuten, die zu einem Gewerbe Vorschuß nöthig haben, unter die Arme greifen.

Wie sonst noch einem oder dem andern geholfen werden könne, müssen die Umstände sowohl von Seiten der Herrschaft, als der Unterthanen lehren. Uiberhaupt aber und vornehmlich müssen wir alles anwenden, das Volk innerlich zu bessern. Ohne innerliche Besserung wird der Mensch, im Grunde betrachtet, durch Vermehrung des äußerlichen Wohlstandes nicht glücklicher, vielleicht nur gereizt zu schändlichen Thaten, von denen ihn Mangel und Dürftigkeit zurück gehalten haben.

Schlüßlich würde es nicht undienlich seyn, wenn das Volk von der Kanzel auf eine schickliche Weise auch aus christlichen Beweggründen zur Betriebsamkeit ermuntert, und auf die Wohlthätigkeit der herrschaftlichen Verordnungen aufmerksam gemacht würde. Herr Pfarrer Heilmann ist dazu vom ganzen Herzen erböthig, und hat selbst den ersten Vorschlag gethan.

Alles der gnädigen Beurtheilung Euer Hochfreyherrl. Gnaden unterwerfend. Traubenheim, den 27 Juny 1720.

Konrad August Wulfing,

Viertes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zusamm; aber die Leute.

Indeß war ein Brief von Wulfing bey seinem Firmpathen in Streitberg eingelaufen. Der Brief enthielt nur folgendes:

Nach Empfang dieses Schreibens, lieber Konrad! mache dich mit Erlaubniß deines ehrwürdigen Prinzipals ohne Verzug auf den Weg nach Traubenheim, wo du mich finden, und den Endzweck deiner Reise mündlich hören wirst.

Konrad hatte sich über dem Brief gewaltig die Stirne zerbrochen, und den Namen Traubenheim wohl zehnmal gelesen. — Wie kömmt Wulfing wieder nach Traubenheim? sagt er zu sich selbst. Was soll ich da thun? und warum giebt er mir nicht einmal einen Wink vom Vorhaben? Er zeigte das Schreiben seinem Prinzipal, der eben so wenig daraus klug werden konnte. Gleichwohl wurde der Entschluß gefaßt, blindlings zu folgen, und schon am andern Morgen war Konrad auf der Reise. Den ganzen Weg über schlug ihm das Herz vor Erwartung. In Erlang wehte nach seinem Gefühle schon mildere Luft, weil es seine vaterländische war. Gerne hätte er seine Wanderschaft noch etliche Stunden weiter getrieben, um früher sein liebes Traubenheim zu erreichen; aber unmöglich; müde vom gestreckten Marsch nimmt er Quartier im ersten Gasthofe.

Ein

Ein dicker, wanſtiger Bauch pflegte ſich eben im Lehnſtuhle am Ofen, und war ſo feſt in die Armenlehnen geklemmt, daß er ſich auf Redlichs Gruß nicht einmal die Mühe gab, aus ſeiner Stelle zu rücken. Zur höchſten Noth lupft er ein wenig die Mütze, und ſchnarcht: Sein Diener, mein Herr! Die Art und Weiſe, wie ſich die drey Zentner Menſchenfleiſch im Armſtuhle gebährdeten, die ſchnarchende Sprache, das Röcheln bey jedem Athemzuge, vor allem aber ein Paar Triefaugen, in einer rothen Einfaſſung, oberhalb einer kupferigen Naſe, hatten ſo ſehr die Aufmerkſamkeit unſers Redlichs gefeſſelt, daß er unermüdet war, die Maſchine beſſer in Gang zu bringen; aber umſonſt. —

Zufällig nahm er endlich ein Kartenſpiel in die Hand, das vor ihm lag. Spielt er in der Karte? fieng auf einmal der dicke Mann im Lehnſtuhle an. — So ein wenig, ſagt Redlich. — Kann er auch triſchaken? — Nein! — Kann er ſchmieren? — Nein! — Das Schmieren iſt mir verhaßt! — Kann er ſticheln? Ja! — Bey dieſem Jaworte hob ſich der Speckbauch im krachenden Seſſel empor; — ſank aber gleich in die vorige Lage zurück, als Redlich hinzuſetzte: Nur nicht mit der Karte. —

Mittlerweile hatte ſich doch ein Geſpräch angeſponnen, und der dicke Mann, welcher den Spaß nicht übel aufnahm, beliebte nun ſich weiter zu entdecken.

Redlich. Sie ſind alſo nicht von hier?

Der dicke Mann. Nein!

Redlich. Also wohl in Geschäften?

Der dicke Mann. Und zwar in fatalen Geschäften.

Redlich. Desto besser wird der Erfolg seyn.

Der dicke Mann. Daß Gott erbarm! da läßt sich's vom Erfolg sagen!

Redlich. Warum nicht?

Der dicke Mann. (verdrüßlich) Herr! wenn man sich 12 ganzer Jahre als Amtmann gerackert und um die Welt, ohne Ruhm zu melden, verdient gemacht hat, dann möcht einer die Pestilenz bekommen, wenn man in seinen alten Tagen um eine Thorschreiberey sollizitiren muß.

Redlich. Freylich ein ziemlicher Absprung, und für einen so wohlbeleibten Mann kein ruhiger Posten. Aber darf ich fragen, wo man einem Menschen, der sich so gerackert hat, und zu Gunsten der Menschheit geplagt hat, zum Lohne den Abschied giebt?

Der dicke Mann. (lautschreyend) Wo? fragt er mich? Nirgends in der Welt, als zu Traubenheim in Franken, wo ein dummer Jagdjunker seine Amtsleute wie Sauen hetzt.

Redlich. (der sich auf einmal wieder der Figur erinnert, erschrocken und außer Faßung) Wie? zu Traubenheim belieben Sie zu sagen? . . . Hat denn . . . oder . . . ist schon . . . ist es schon lange?

Der dicke Mann. Beyläufig acht Wochen.

Redlich. Und Ihr Name, wenn ich fragen darf?

Der dicke Mann. Mein Name ist so wenig ein Geheimniß, als mein Schicksal — ich heiße Schlacker — Benedikt Blasius Schlacker.

Redlich. (sich verstellend) Und kommen geraden Wegs — von — wie heißt der Ort?

Schlacker. Traubenheim!

Redlich. Von Traubenheim?

Schlacker. (schreyt wie besessen) Nein! von Bamberg, — wo ich bey meinem Schurken Schutz gesucht habe, der mich ins Elend gestürzt hat — der mich nicht einmal vor sich gelassen — der mir auf ein Empfehlungsschreiben, das ich sogar von der Hand des Jagdjunkers mitbrachte, nicht einmal das Haus öffnen ließ; — wo mich mein Weib, ein gottloses Stück Haut und Knochen, böslich verlassen hat. — Kurz, Herr! wie's mir ergangen ist, darf ich nur Gott klagen!

Redlich. Sie sind wirklich zu bedauern; aber Ihr Weib mag eben der größte Verlurst nicht seyn?

Schlacker. Verlurst? — ein Glück für mich! aber so lernt man Menschen kennen. — Zwölf glücklicher Jahre hab ich mich mit der Hure geschleppt, und im Elende verläßt sie mich!

Redlich. Und wo hält sie sich nun auf?

Schlacker. Wo? Bey dem nämlichen Schlingel, der mich ins Elend gestürzt hat.

Redlich. Und wer ist der?

Schlacker. Der verrufene Kammerjunker von Schleich, der Hungerleider, der Ehrendieb, der Schuldenmacher, der Ehebrecher. . . .

Nach

Nach einer langen Lytaney von Scheltworten hob endlich Schlacker an, die Gewaltthätigkeiten alle nach der Reihe zu erzählen, die er erlitten haben wollte. Konrad zog die Maschine durch hundert Fragen beständig auf, so, daß er nach und nach die ganze Lage der Sachen erfuhr, die ihm Wulfing verschwiegen hatte. Schlacker sprach in allem seinen eigenen Glimpf. Heinrich und Wulfing waren Böſewichte und Tyrannen. Moritz von Schleich aber noch siebenmal ärger, als sie. Gleiche Ehre widerfuhr dem Vikarius Rohling, nur auf den verstorbenen Pfarrer Ehrlich, auf welchem Konrad vorzüglich das Gespräch leitete, war er einigermassen gut zu sprechen, unserm Konrad aber fielen, so sehr er sich verbarg, die hellen Thränen über die Backen.

Tags darauf erhielt Schlacker abschlägigen Bescheid in Betreff der Thorschreiberey; machte noch hie und da Versuch unterzukommen; aber immer vergeblich; in lutherischen Orten erboth er sich sogar, gegen billige Vergeltung, den lutherischen Glauben anzunehmen; aber sein Anblick war eine Warnung. Mit einem Almosen entlassen schlug er den letzten Weg ein, der ihm übrig blieb; er fieng an zu — betteln. In einem eigenhändigen Briefe trug er sein Schicksal de- und wehmüthig vor, versoff sein Almosen im Branntwein, und starb nach 5 Jahren im Hirtenhaus eines schwäbischen Dörfchens, halbnackend und voll Ungeziefer im Elende.

Petronella, seine treulose Rippe, sah diesen traurigen Tag nicht. Sie starb, noch ehe sie zur

Witt-

Wittwe wurde. Moritz von Schleich war eben bey ihrer Ankunft mit den schrecklichen Folgen seiner Ausschweifungen behaftet. Eine Krankheit von der Art schloß zu der Zeit noch von der ganzen menschlichen Gesellschaft aus, und niemand wagte es, des unglücklichen Wohllüstlings zu pflegen. Petronella, von Noth gedrungen, und durch alte Liebe gezogen, übernahm das Geschäft, verließ ihren brodlosen Schlacker, und tröstete sich mit den Versprechungen des Junkers. Dieser aber war aller Schmerzen ohngeachtet noch nicht von seiner lasterhaften Neigung entwöhnt, und so theilte sich das verzehrende Gift, das an seinem Körper fraß, auch dem ihrigen mit. — Moritz erholte sich wieder, so weit sich ein entnervter Wohllüstling erholen kann. Petronella hingegen sank ins Elend danieder. Moritz floh ihren Anblick; sein Leichtsinn, seine zerritteten, häuslichen Umstände machten, daß die Kranke nur elende Verpflegung, und einen Stümper zum Arzt erhielt. Sie starb endlich nach einer halbjährigen Verwesung, in Umständen, von denen die Menschheit zurück bebt.

Fünftes Kapitel.

Konrad kömmt wirklich nach Traubenheim, und eine Arbeitsschule auch.

Mit klopfendem Herzen erblickte Konrad sein liebes Dörfchen von ferne. Jeder Zaun, jeder Baum schien ihm ein alter Bekannter, und jeder Bach oder Hügel ein Zeug seiner jugendlichen Spiele. Mehr aber als alles, was er um sich sah, ergötzte ihn die Hoffnung, seinem treuherzigen Pathen und dem ehrlichen Lieberich nach so langer Trennung wieder in die Arme zu sinken, vielleicht auch den jungen gnädigen Herrn, mit dem er die ersten Jahre seiner Kindheit verlebt hatte, noch anzutreffen. Im Geiste both er schon den Dorfsbewohnern die Hand, und hörte den Zuruf: Willkommen, Herr Konrad! Willkommen! Wie hat er gelebt? Wo kömmt er her, und was macht er gut's? — Aber wehmüthige Gefühle mischten sich in seine fröhlichen Träume, als er näher zum Dorf kam, und den Kirchhof erblickte, in welchem seine Mutter und sein frommer, geistlicher Herr Vetter den langen Todesschlaf schlummerten. Die unbesiegliche Tugend seines Herrn Vetters, Pfarrer Ehrlichs, und die letzten Leiden desselben; der schauerliche Anblick, wie der Kranke dasaß in drückender Armuth, und seiner Auflösung harrte; der Segen, den ihm der Sterbende ertheilte, und Lieberichs Abschied: Wir sind wohl arm; aber wir werden doch viel Gu-

tes

tes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun. Kurz, alle Leiden und Freuden seines ehemaligen Wohnhauses und seiner frühen Jugend erneuten sich in ihm mit solcher Lebhaftigkeit, daß er das Sacktuch vor's Gesicht hielt, und bitterlich weinte. Heiliger Schauer überfiel ihn, als er an der Ecke des Kirchhofs stand. Er gieng an die Maueröffnung, und sah hinein auf die Stätte, wo sein frommer Herr Vetter und an dessen Seite seine liebe Mutter schlief. Zu seiner Verwunderung fand er beyde Gräber mit Blumen besetzt, durch welche Lieberich alle Jahre das Andenken dieser redlichen Menschen erneuerte. Noch einmal weint er sich satt, und geht dann ins Dörfchen.

Gleich beym Eintritt begegnet ihm Niklas. — Konrad kennt ihn noch, und unbeschreiblich ist die Freude, mit der ihn Niklas bewillkommt. Nun aber, lieber, lieber Herr Konrad! komm er gleich mit zu meinem Schwager! wie dem das Herz lachen wird, ihn wieder zu sehen! Weiß er doch, daß wir ihn nun nicht mehr fortlassen? daß er, im Vertrauen gesagt — unser Herr Beamte werden soll? — —

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie beyde zu Lieberich. Mit väterlichen Küssen umarmt dieser den freudetrunknen Jüngling, und Weib und Kinder versammeln sich, und bewillkommen ihn mit einem herzlichen Händedruck.

Noch rührender aber ist der Empfang bey seinem Herrn Pathen Wulfing. — Nach dem ersten Erguß der Wiedersehungsfreuden, die sich leichter empfin-

den

den, als beſchreiben laſſen, fangen beyde an, ſich wechſelſeitig ihr Schickſal zu erzählen. Das Deinige, ſagt Wulfing, ſoll hoffentlich nun bald entſchieden ſeyn, lieber Konrad! Wir erwarten täglich unſern gnädigen Herrn, und er wird die Gnade für mich haben, dich mir beyzuſetzen. Ich weiß, du machſt mir den Abend meines Lebens nicht trübe. — So heiter als möglich! ruft Konrad, und ſinkt ſeinem Pathen mit einigem Gefühle des Dankes in die Arme.

Schon am Abend trifft Heinrich mit ſeinem Reihnhard nach einer achtwöchigen Abweſenheit in Traubenheim wieder ein. Wulfing, Heilmann und Redlich werden zu Tiſche geladen. Letzterer iſt ganz begeiſtert von der gnädigen Aufnahme. Heinrich erinnert ihn an allerley kleine Freuden, die ſie als Kinder mit einander getheilt hätten; läßt ſich von ihm ſelbſt die Geſchichte ſeiner Wanderung nach Streitberg, des erlittenen Diebſtahls, ſeiner Aufnahme im Streitberger Amthauſe und der unvermutheten Zuſammenkunft mit dem Thorſchreiber Schlacker erzählen; aber mit keiner Sylbe gedenkt er der Verſorgung des jungen Redlichs, welcher immer nicht weiß, ob er ſelbſt ſein Anliegen eröffnen, oder ob er es ſeinem Pathen überlaſſen ſoll. — Am Schluße des Abendeſſens reicht Gottfried Obſt und Gebackenes herum; nur unſern Konrad übergeht er, wie aus Uiberſicht. Indem zieht Heinrich einen Brief aus der Taſche, legt ihn auf einen Teller, und reicht ihn dem jungen Redlich hin: Hier, lieber Freund! ſagte er, nehmen Sie einen Nachtiſch aus meiner Hand, weil Gottfried ſo

un-

nartig war, Sie zu umgehen. Konrad ahndet den Inhalt; eröffnet zitternd das Schreiben, und wirklich war es ein Dekret auf den Traubenheimer-Beamtendienſt. — O gnädiger Herr! ruft Redlich mit Entzücken aus, für was ſoll ich zuerſt danken? Für das Amt, oder für die Art und Weiſe, wie ich es erhalte? Sie ſind meinen Bitten zuvor gekommen; könnt' ich es künftig eben ſo bey all Ihren Wünſchen thun! — Seyn Sie mein Freund, erwiedert Heinrich, indem er ihn umarmt, wie es Ihr Pathe meinem Vater war! Das iſt der Inbegriff meiner Wünſche. — Die ganze Geſellſchaft überhäuft den entzückten Redlich mit Glückwünſchen, und gleich am folgenden Tage wird er der Gemeinde als Wulfings Amtsgehilf feyerlich vorgeſtellt. Er reiſet zurück nach Streitberg; dankt ſeinem Wohlthäter und ſeiner Wohlthäterinn unter kindlichen Thränen, und kömmt bald darauf wieder mit ſeinen Habſeligkeiten in Traubenheim an.

Indeß hat Wulfing die Theilung des jährlichen Soldes überlegt; den gröſſern Theil ſeinem Pathen, den kleinern ſich ſelbſt beſtimmt. Redlich aber will nur ein kleines Jahrgehalt von Wulfing, er will bey ihm zu Tiſche gehen, und ihm dafür die ganze Beſoldung überlaſſen. Nach vielen wechſelſeitigen Einwendungen läßt endlich Wulfing ſich den uneigennützigen Vorſchlag gefallen. Gut, lieber Konrad! ſagt er, ich gebe für jetzt nach. Du biſt mein Tiſchgenoſſe, ſo lang es dir gefällt; aber nach meinem Vorſchlage muß es gehalten werden, ſo bald du deine

Wirthschaft verändern willst. So geschieht es, und die Folge wird lehren, daß die zuvor kommenden Gefälligkeiten dieser Männer keine Wirkung der ersten Aufwallung, sondern der reinsten Tugend waren.

Ich komme nun auf Wulfings Vorschläge zurück, die wir aus dem dritten Kapitel schon kennen.

Gleich am Tage nach Heinrichs Ankunft übergab er sie zur Genehmigung. Der gnädige Herr war mit allem zufrieden, und beklagte nur, daß ihm seine gegenwärtigen Umstände nicht erlaubten, mehr zu thun.

Den Anfang der Erfüllung machte er nun mit Aufkündigung der Marksischen Heckenwirthschaft und mit Einrichtung einer besondern Arbeitsschule, zu der er ein geräumiges Zimmer im Schloße, vier Klaftern Brennholz und 25 fl. Jahresgehalt für die Lehrerinn bestimmte: zugleich aber versprach, die Kinder, welche nicht selbst Zuthaten zur Arbeit mitbringen würden, nach Wulfings Vorschlage mit Wolle zu versehen.

Lieberichs Ricke wurde als Lehrerinn bestellt, und Heilmann, der Herr Pfarrer, wurde ersucht, über Zweck und Einrichtung der neuen Arbeitsschule eine Rede ans Volk zu halten.

Er redete über den Text: Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen. —

Er zeigte, daß man, um diesen Rath ganz zu befolgen, vor allem bey der Jugend anfangen, und

1. überhaupt zum Fleiß,
2. zur Geschicklichkeit und Ordnung in mancherley Arbeiten, und
3. zur guten und löblichen Anwendung des Erworbenen frühzeitig gewöhnen müsse.

Die Geschäftigkeit, sagte er, ist fast allen angebohren; denn der Mensch ist zur Arbeit gebohren. Vom frühen Morgen an bis in die Nacht machen sich daher die Kinder etwas zu thun. Wird ihre Geschäftigkeit aber nicht zum Guten und Nützlichen gelenkt, so treiben sie unnütze oder gar schädliche Dinge, oder gewöhnen sich, was noch ärger ist, zum Müßiggang. Wirklich, liebe Traubenheimer! fuhr er fort, wirklich scheint mir unser Dorf in dem Stücke nicht am besten bestellt zu seyn. Ich sehe Kinder auf der Gasse müßig herumziehen, die wirklich schon mit ihren Händen etwas Gutes schaffen könnten. Andere werden zum Fleiß zwar angehalten; aber nur allein zu Feldarbeiten, und doch giebt es der häuslichen Arbeiten so viele, die eben so nöthig, oft noch einträglicher und zuweilen die einzigen sind, mit denen man etwas verdienen kann. Es giebt Zeiten, da man in Aeckern und Weinbergen nicht zu thun hat, und seine müßige Zeit mit etwas Nützlichem ausfüllen sollte. Bey den allermeisten Einwohnern unsers Orts thut es auch Noth. Wie sehr fallen dem Armen bey der schlechten Nahrung die müßigen Kinder zur Last! Wie schön wäre es, wenn diese etwas Nützliches arbeiten lernten, und auch einen Theil zur Erhaltung des Hauswesens beytrügen, und wie herzlich wäre es zu wünschen,

daß

daß wir eine einige Schule hätten, in welcher die Kinder unentgeldlich im Kartätſchen, Spinnen, Stricken, Nähen, Klöpfeln und dergleichen Dingen ſo gut unterrichtet würden, daß ſie nicht nur für ihr eignes Haus, ſondern auch für den Verkauf arbeiten könnten.

Selbſt für Knaben wäre es keineswegs ſchimpflich, wenn ſie die nämlichen Arbeiten lernten, um nicht in langen Winterabenden auf der faulen Bank liegen zu müſſen, während alle Weibsleute des Hauſes bey der gemeinſchaftlichen Lampe beſchäftigt ſind. Doch, es giebt noch andere Handthierungen, die beſonders für Mannsleute ſich ſchicken, und es wird ein Leichtes ſeyn, dergleichen in Menge zu erſinnen. — Laßt jedes Kind, das einmal anfängt zu arbeiten, nur zwey Dreyer des Tags verdienen: wie wohl müßte der Beytrag armen Eltern thun! und wohlhabendere, die des Beytrages nicht bedärfen, könnten die Kinder ihre Dreyer in einen Spartopf zuſammlegen, und dann gut anwenden laſſen. So würden die Kinder mit dem Gelde frühzeitiger wirthſchaften, und einſehen lernen, daß ein Gütchen leichter durchgebracht, als erworben iſt. Und ſeht, liebe Zuhörer! ſchloß er endlich, ſolch eine wünſchenswürdige Anſtalt hat unſer lieber gnädiger Herr aus eignen Mitteln gemacht! Ein Zimmer im Schloße, nothdürftiges Brennholz und ein Sold für die Lehrerinn, die eure Kinder ganz unentgeldlich unterrichten, euch eine Laſt vom Halſe nehmen, und durch den kleinen Verdienſt eurer Kinder euch die ganze Wirthſchaft erleich-

leichtern soll, stehen schon bereit! — Auf euch geruht es nun, ob ihr von dieser herrlichen Einrichtung Gebrauch machen wollt, oder nicht!

So sagte Heilmann, und beschrieb dann die ganze Einrichtung der Schule; zeigte, daß dadurch der Kinderunterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, und auch im Christenthume gar nicht verkürzt werden solle, weil man die Kinder nur dann, wenn sie nach geendigten Schullektionen müßig dasässen, und gewöhnlich Böses trieben, nach der Arbeitsschule schicken, und auch da während der Arbeit mit nützlichen Gesprächen unterhalten würde.

Der Vortrag leuchtete vielen gar sehr ein. Nur wenige, die sich für witzig hielten, spöttelten darüber, daß der Pfarrer auf der allerheiligsten Kanzel vom Kartätschen, Wollspinnen und Strumpfstricken sprach. Einige Frömmler klagten, daß man heut zu Tage auf Geschicklichkeit mehr halte, als auf Gottes Wort; andere, die selbst nichts gelernt hatten, fürchteten, ihre Kinder möchten geschickter als sie werden; Ein Paar, die in ihre Kinder vernarrt waren, glaubten aus Affenliebe, daß die armen Närrchen zu sehr möchten angegriffen werden; noch andere meynten, man solle es lieber beym Alten lassen, und nichts Neues anfangen, ob sie schon nicht eigentlich wußten, warum ihnen die Neuerung mißfiel. Die meisten waren indeß mit dem Vorschlag zufrieden, und die Unzufriedenen wagten unter solchen Umständen keinen Widerspruch.

Mit groſser Freude verſammelten ſich am beſtimmten Tage die Kinder in dem Arbeitszimmer, und Ricke las in aller Augen die Begierde geſchickt zu werden; aber eine Schwierigkeit fand ſich ſogleich, an die man nicht gedacht hatte. Viele von den Kindern hatten nicht einmal ein Spinnrad oder Stricknadeln. Ricke ſah ſich daher genöthigt, einige vor der Hand nur mit Wollzauſen zu beſchäftigen; der gnädige Herr aber lieſs in aller Eile Aufzugräder, gewöhnliche Spinnräder, Kartätſchen und Haſpeln verfertigen, Stricknadeln von verſchiedener Gattung herbey ſchaffen, und half dadurch dieſem Mangel mit einemmal ab.

Weit gröſser waren indeſs andere Schwierigkeiten, die der guten Sache im Wege ſtanden. Die verwilderten, oder doch nur bey gedankenloſen Geſchäften auferwachſenen Kinder ſtellten ſich unglaublich ungeſchickt zur Arbeit. Ricke wuſste nicht Rath zu ſchaffen, weil noch keine von ihren Schülerinnen geſchickt genug war, ihr beyzuſtehen. Die Kinder aber ſahen nun erſt ein, daſs ſie ſich in ihrer Hoffnung betrogen hatten, lauter Luſt und Freude zu finden. Einige weinen, da nicht alles gleich gehen will; andere werden verdrüſslich, und wiſſen nichts beſſers, als die vorigen Zeiten, wo ſie noch in Schmutz und Lumpen müſsig gehen durften Zu Hauſe bitten und betteln ſie, wollen nicht mehr zur Arbeitsſchule, wollen wenigſt heute zu Hauſe bleiben, und unverſtändige Mütter erlauben einen Feyertag um den andern.

Indeß werden aber doch etliche Kinder mit einigen Paar Strümpfen fertig. Ricke zahlt ihnen gleich ihren Lohn in neuer Münze vom herrschaftlichen Gelde. Mit den blanken Groschen laufen die Kinder nach Hause. Alle ihre Gespielen müssen das schöne Geld auf dem Wege schon sehen; zu Hause kehren sie es wohl tausendmal um, und klappern mit der Sparbüchse, wie Kinder mit der Schlotter. Ihre Liebe zur Arbeit wächst zusehends. Auch die Eltern begreifen allmählig, daß es so besser ist, und halten ihre Kinder fleißiger zur Arbeitsschule an. Verschiedene, zu Hause schon geschickter erzogene Mädchen finden sich immer besser ins Geschirr, und fangen an, auch Hemder zu machen, und allerley zu verfertigen, was man seither nur bey der gelernten Näherinn gesucht hatte. Nun! das ist doch wahr, sagen endlich die Mütter, so was haben wir in unsrer Jugend nicht gelernt! Sie fangen an, auch die Knaben zur Arbeitsschule zu schicken, was sie bisher nicht gethan hatten, weil es da ihrer Meynung nach nur Weiberarbeit gab, und die Schule nahm immer gedeihlichern Fortgang.

Ricke bemühte sich nun auch, die Kinder mehr an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen. An keinem werden Schmutz und Lumpen geduldet. Ihr zerrissenes Gewand mußten sie unter ihrer Aufsicht flicken. Vor der Schloßthüre stand ein mit zwey hölzernen Pfählen festgemachtes Eisen, an welchem die Kinder ihre Schuhe vom Schmutze reinigen mußten, ehe sie hinein giengen. Das Arbeitszimmer wurde

alle vierzehn Tage von den Kindern aufgewachſen; die Räder mußten ſchön blank, und der Spinnrocken nicht ſo verzauſt ſeyn. Während der Arbeit ſchaute Ricke fleißig auf die Hand. War eins der Kinder nicht gewaſchen, ſo mußte es hinausgehen, und ſich rein machen. Die Haare mußten gekämmt ſeyn, und ein Kind, das Ungeziefer mitbrachte, durfte nicht mehr zur Schule, bis es geſäubert war.

So wenig das Anfangs gefallen wollte, ſo wohl that es in der Folge den Kindern. Sie fiengen an, auch im väterlichen Hauſe brav aufzuräumen, und Unreinlichkeit war ihnen je mehr und mehr zur Laſt. Während der Arbeit erzählte Ricke allerley ſchöne und lehrreiche Geſchichten, die ſie von ihrem Vater gehört hatte; Pfarrer Heilmann beſuchte auch öfters die Arbeitsſchule, und lehrte dabey die Kinder in freundſchaftlichen Geſprächen. Niemand aber war mehr für die Anſtalt eingenommen als Heinrich. Faſt immer über den andern Tag beſuchte er ſie auf etliche Minuten. Die Kinder ſtanden dann alle beſcheiden auf, und machten ihm einen freundlichen Knicks. Den fleißigſten und geſchickteſten, beſonders den Knaben, deren ſich immer mehr einfanden, gab er gewöhnlich neue Dreyer, und dieſe waren ſtolzer darauf, als des Kaiſers Soldaten auf eine Ehrenmünze vom jüngſten Türkenkrieg.

Binnen einem Vierteljahre hatten ſie ſchon aus der herſchaftlichen Wolle ſo viele Strümpfe verfertiget, daß man anfieng, auf den Verkauf zu ſinnen, und ſonſt waren noch verſchiedene Hemden und Strüm-

pfe geliefert, zu denen die Kinder das Zugehör mitgebracht hatten. Drey Mädchen spannen schon Baumwolle für einige Fabricken in der Stadt. Nur Ein Mann fehlte noch, der sich zum Walken, Färben und Verkauf der Strümpfe gebrauchen ließ.

Glücklicher Weise hatte Nulli auf seiner Wanderschaft diese kleine Kunst bey einem Meister gelernt, der sich in müßigen Zeiten damit abgab. Er erboth sich dazu, ließ Einrichtung in seinem Hause machen; die Strümpfe wurden schön zugerichtet, und wenn eine Parthie beysammen war, lief sein Sohn Peter, der auch nach seines Vaters Tod das Geschäft noch forttrieb, damit hausiren oder auf den Markt, und das Erlöste bezahlte nicht nur die Wolle und das Verdienst der Kinder, sondern auch die Mühe des Maurers.

Indeßen hatte man auch die Weiden auf der grossen Moorwiese geschnitten. Ein Korbflechter wurde vom gnädigen Herrn auf ein ganzes Vierteljahr gedingt; der versah nicht nur das Schloß und die Meyerey mit überflüßiger Arbeit, sondern unterrichtete auch verschiedene junge Pursche des Dorfes. Sie flochten bald allerley Körbe von Weiden und Stroh, mit denen sie Anfangs ihre Häuser und die Nachbarschaft, und in der Folge ganze Gegenden versorgten, denen sie ihre Arbeiten auf den Mayn zuführen liessen. Ihre feinsten Weidenkörbchen bekommen immer weitern Verschleiß, und werden seit vielen Jahren sogar bis Hamburg geliefert.

Unter Gottfrieds Anweisung gieng auch die Baumzucht gut von statten, zu welcher die Gemeinde ein an das Dorf gränzendes Waasenstück eingeräumt und mit einer Pflaumenhecke eingezäunt hatte. Nach etlichen Jahren ließ Heinrich die öden Plätze der Flur abstecken, und unter der Bedingung verloosen, daß jeder seinen ihm zufallenden Theil mit Bäumen besetze. Zu dem Ende wurden die größten Stämmchen aus der Baumschule vertheilt, zu welchen die Knaben aus dem Gemeinwald noch Wildstämme gruben, und damit alles besetzten. Da diese Bäumchen nun ihr Eigenthum waren: so gaben sie beym Viehhüten fleißig darauf Acht, was sie zuvor nie gethan hatten, pfropften auf die wilden Stämme gutes Obst aus dem Schloßgarten, und als die Bäume tragbar wurden, warfen sie alljährig einen großen Profit für das Dorf ab. Gegenwärtig verkauft Traubenheim nach dem geringsten Anschlag ein Jahr ins andere für 2000 fl. Obst. Der Handel mit Zwetschken und Kirschen beträgt in guten Jahren allein so viel, und doch behält Jedermann einen Uiberfluß für seine Haushaltung.

Die Freyheit, auch in der Brache zu bauen, trug nicht weniger zur Aufnahme des Dorfes bey, und weil denen, die schon zwanzig Morgen in einer Flur hatten, streng verbothen war, noch mehr Land zu kaufen, so kamen auch die Aermern zu manchem guten Stück Acker. Die Viehzucht wurde stärker getrieben als vorher, und der vermehrte Dünger besserte auch die übrigen Felder. Schon im Jahre 1760 war der

Klee-

Kleebau in Traubenheim ſo ſtark, als er nun nach 30 Jahren irgendwo gefunden wird.

Kurz zuvor, ehe Heinrich das neue Hegrecht einführte (1618), kamen in Traubenheim die Kartoffeln empor, die Wilhelm Rode aus dem Vogtlande, wohin er eine Fracht übernommen, mitgebracht hatte. Dieſe nahmen nun mit Gewalt überhand. Pfarrer Heilmann ſah die Einführung dieſer Frucht mit Recht für ſo wichtig an, daß er im Sterbregiſter vom Jahre 1725, als er Wilhelms Tod einzeichnete, wegen dieſes Umſtandes gar viel zum Lobe des Verſtorbenen ſagte, ſo wie man überhaupt darinn in einem beſondern Regiſter angemerkt findet, wann und von wem etwas Nützliches zu Traubenheim in Gang gebracht worden iſt. Niklas ſäete z. B. den erſten Monatsklee 1729; und Fritz führte zuerſt 1730 den erſten türkiſchen Klee oder die Eſparzette auf den ſogenannten kahlen Hügel ein, (der über eine halbe Stunde vom Dorfe liegt,) wo bis dahin oft mehrere Morgen an einander lagen, weil der Ertrag den Daranſatz und die Mühe nicht lohnte.

Durch dieſe Anſtalten kam das Volk in wenig Jahren ſichtbar empor, und heute noch iſt Traubenheim der nahrhafteſte Ort im Umkreiſe. Noch heute liefert es alljährlich eine Menge Körbe, Strümpfe ꝛc., die Baumwollſpinnerey beſchäftigt mehr als zwanzig Hände, die Baumzucht ſteht im beſten Zuſtande, der Kleebau blüht ſchon bey 30 Jahre, und wird immer geſchickter getrieben, eine Menge Maſtvieh geht alle Jahre über die Gränze, nur der Weinbau

bau allein kömmt seit 15 Jahren etwas in Verfall, weil ihn das Volk für weniger einträglich hält, und daher fast alle flachliegende Weingärten in Frucht- und Kleefelder verwandelt.

Sechstes Kapitel.

Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.

Man würde dem damals verwilderten Traubenheim indeß zu viel Ehre erzeigen, wenn man glaubte, daß die neuen Einrichtungen sonst keine Schwierigkeiten gefunden hätten, als die, welche das vorige Kapitel erzählt. Obgleich niemand zur Arbeitsschule gezwungen wurde: so fielen doch tausend ungewaschne Reden. An der Schloßthüre fand man sogar eines Morgens einen Zettel mit folgenden boshaften Reimen:

Allhier ist die verkehrte Welt,
wo man Knaben zum Stricken bestellt,
eine Jungfer zum Schulmeister macht,
und ein Paar Strümpfe höher acht't,
als Gottes Wort und Seligkeit,
und dennoch aber baarfuß geht.

Im Schloß die Schul ist aufgeschlagen,
aber nicht der Jugend wegen,

son-

ſondern mit gar klugem Sinn
Für den Junker und die Schulmeiſterinn.

Bey der Verlooſung der Baumplätze murrte das grohe Geſindel, daß auch der Beamte, der Pfarrer, der Schulmeiſter einen Theil bekamen, und dem letztern wurden in Einer Nacht zwanzig junge Bäume niedergehauen. Veit, Herrmanns jüngſter Sohn, ein übelgezogener Purſche, wurde als der Thäter entdeckt; bekam öffentlich Prügel, und mußte mit zwanzig Gulden den Schaden bezahlen.

Gegen die Ackerbeſchränkung wurden tauſend Einwendungen gemacht. — Wer weiß indeß nicht, daß die böſen Kinder ſchreyen, wenn man ſie wäſcht; aber deſto herzlicher lachen, wenn ſie gewaſchen ſind. — So gieng es auch hier. Niemand aber trug mehr zur Dämpfung des Schwindelgeiſtes bey, als Fritz Rudiger, der neue Dorfsſchulze. Dreiſt und ſchnell entſchloſſen gieng er jedem zu Leibe, der ſich unterſtand, in ſeiner Gegenwart ein nachtheiliges Wort gegen die neuen Verordnungen zu ſagen. Laß uns zum gnädigen Herrn gehen, und von der Sache reden, weil du ſo viel Muth haſt! ſprach er, wenn im Wirthshauſe einer ſein Maul aufthat. — Mit einigen klugen Nachbarn, unter denen ſich Niklas, Rulli, Wilhelm und Romel, lauter bejahrte Leute und mehrere von den jüngern Einwohnern auszeichneten, nahm er über dieß noch Abrede, daß ſie bey jeder Gelegenheit die gute Sache vertheidigen, und beſonders ihre Verwandten dafür einnehmen wollten.

Das

Das gute Beyſpiel und die Uiberredung dieſer Männer wirkte ſichtbar, und zuverläßig würden die Anſtalten, Trotz der Gegenwart des gnädigen Herrn, weniger von ſtatten gegangen ſeyn, hätten dieſe braven Leute zur guten Sache geſchwiegen, und wie die meiſten ihres Gleichen es dem Schickſale überlaſſen, ob das Werk gehen, oder fallen ſoll.

Gleichwohl waren ſie nicht im Stande, jeder Thorheit des Pöbels zu ſteuern. Gewöhnlich ergießt ſich der Volkseifer über den unſchuldigſten Theil; ſo gieng es auch hier, und die Zielſcheibe, nach der faſt alle Pfeile flogen, war dießmal der unſchuldige Pfarrer. Verſchiedenemale hatte er ſchon über die neuen Einrichtungen geprediget. Obgleich die Predigten den Starrköpfen und Rechtskrämmern nicht ſo ganz gefielen, ſo hatten ſie doch ihren unſtreitigen Nutzen.

Unvermuthet aber ereignete ſich ein Umſtand, der dem Pfarrer einen der ſchlaueſten Böſewichter, den Nachbar Ludwig, zum Feind machte. Mit teufliſcher Argliſt wußte dieſer den Strom der Volksunzufriedenheit ſo zu lenken, daß man des Junkers, der beyden Beamten, des Schultheiß und Gottfrieds, die bisher alle Schuld hatten, gänzlich vergaß, und, wie die Folge zeigen wird, allein über den Pfarrer herfiel.

Im Frühlinge 1721, als eben die Neuerungen in Traubenheim am ſtärkſten betrieben wurden, ſtieg Klaus, Ludwigs jüngſter Sohn, auf einen hohen Kirſchbaum nach einem Vogelneſte. Seine Kameraden ſtanden unten, und waren begierig, die herab-

flat-

flatternden Vögelein aufzuhaschen. Klaus aber konnte durch das enge Astloch der jungen Brut nicht beykommen. Erst sucht er durch eine gespaltete Ruthe das ganze Nest herauszuziehen; aber umsonst! Seine Gespielen reichen ihm ein Handbeil; er haut an der Oeffnung, bringt sie aber nicht weit genug. Gebt mir Steine herauf, ruft er endlich, daß ich die jungen Bestien in ihrem Neste todt mache, weil sie nicht heraus wollen! — Thu doch das nicht, Klaus! erwiedern die Kinder. Siehst du, wie die Alten um den Baum flattern, und vor Jammer schreyen? Laß die Jungen flügg werden und abfliegen. — Das ist wieder so ein Geplauder von unserm Schulmeister! sagt Klaus, und besteht darauf, daß ihm die Kinder Steine heraufreichen sollen. Nun so gebt ihm! sagen die einen. Unterstehn euch! rufen die andern. Wißt ihr nicht, was neulich der Herr Schulmeister gesagt hat:

Auch ein Thier empfindet Schmerz;
quäl' es nicht, o menschlich Herz!

Ihr ärmlichen Schächer! ihr Fürchter! schreyt Klaus dagegen. Die Beine wollt' ich den jungen Aesern ausreissen, und sie lebendig rupfen! Ich schwitz' am ganzen Leibe, so mußte ich mich ihrerwegen plagen. Die Bestien fressen das Jahr über eine Menge Getreid, und thun einem lauter Schabernack; warum sollen wir — — — Aber sie fressen auch viel Ungeziefer, und der liebe Gott hat sie auch erschaffen, und will, daß sie leben und ihr Futter haben sollen

— fal-

— fallen die Kinder ins Wort. Weißt du, wie es dem Buben ergangen iſt, der auch den Vögeln die Beine ausgeriſſen hat? wie ihm ein Bauholz beyde Füſſe zerſchlagen hat, und wie er geſagt hat: Das hab ich an den armen Vögeln verſchuldet! Und wie er faſt verzweifelt wäre, wie der Brand dazu gekommen iſt? — Das hat wieder der Schulmeiſter erzählt, der ſchon mehr erzählt hat! ruft Klaus dagegen, und wenn's an's Fußabſchlagen geht, ſo geht's über meine Füſſe her und nicht über die eurigen! — Nun, wenn du's auf dich nehmen willſt, ſagt endlich des Schulzen Bernhard, ſo kann ich dir wohl mit Steinen helfen! Fang auf! und ſtellt ſich, als wollte er ſie zu ihm hinaufwerfen. —

Seyd Narren! und werft mich vor's Hirn! ſchreyt Klaus. Wenn ihr ja nach mir werfen wollet, ſo nehmt dort Moraſt aus der Pfütze!

Freudig laufen die Kinder, und werfen in die Wette hinauf. Klaus verſteckt ſich hinterm Stamm, und als des Moraſtes genug am Baume hängt, nimmt er voll Schalkheit den Koth, und verklebt damit das Loch. Das Jammergeſchrey der Vögelein und der klagenden Mutter, welche beſtändig um den Baum herumflattert, als ob ſie Barmherzigkeit von dem kleinen Tyrannen erflehen wollte, bewegt den Böſewicht nicht. Wie wenn er eine großmüthige That verrichtet hätte, klettert er den Baum herab. Seine Hände ſind aber noch ſchlüpfrig, die Aeſte des Baumes ſind beſudelt, der Fuß entwiſcht ihm, er hängt mit den Händen, aber auch dieſe gleiten ihm aus — und

gerade mit dem Kopfe fällt er zur Erde herab. — Fürchterlich kracht das Genicke, das Blut ſtrömt aus dem Munde, und nach einigen Zuckungen liegt der elende Knabe ſeelenlos am Boden.

Zitternd und heulend laufen die Kinder nach dem Dorfe zurück. Einige verſtecken ſich vor Angſt; die andern eilen nach Hauſe, und erzählen den Unfall. Der Lärm verbreitet ſich augenblicklich durch's ganze Dorf, und kömmt auch dem Pfarrer zu Ohren. Mit einer Menge Volks, das aus dem Dorfe ſtrömt, geht auch er zu dem Baume. Ludwig nimmt eben nebſt einem Taglöhner den todten Knaben auf eine Tragbahre. Die Mutter läuft hinterher, und erhebt ein unausſprechliches Jammergeſchrey: Vor Gottes Gericht will ich euch anklagen, ihr Mörder! ruft ſie. — Den erſten, der mir in den Wurf kommt, ſchlag' ich zu Boden! brüllt der Vater; denn beyde ſind wie die meiſten Eltern — den Fehler ihres Kindes bürden ſie andern auf. Die Schuld des Unfalls ſuchen ſie allein in Klauſens Kameraden. Dieſe ſtecken indeß hinter den Hecken benachbarter Gärten. Erſt als Ludwig und ſein Taglöhner den Leichnam von der Stelle geſchafft haben, und ein Theil des Volks verlaufen iſt, kommen die Kinder wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und gehen mit Heulen nach dem Kirſchbaume, die Lache Bluts zu beſchauen, die Klauſen aus dem Munde gelaufen iſt. Schon ſind ſie beyſammen, als ſie den Pfarrer erblicken, und aus einander laufen. Bleibt ſtehen! ſagt Heilmann, und examinirt, wie alles zugegangen. Mit Schluch-

zen erzählen es die Kinder. Ach, lieber Herr Pfarrer! eigentlich bin ich daran Schuld; aber ich kann nichts dafür! sagt Bernhard Rudiger, des Schultheiß jüngster Sohn. Klaus hatte Steine verlangt, und ich habe gethan, als wollt' ich ihm etliche hinaufwerfen. Darüber fiel ihm der Moraſt ein; aber Gott weiß es, daß ich mit keinem Steine zu werfen verlangt habe! Warum habt ihr aber mit Moraſt geworfen? fragt der Pfarrer. Alle Kinder verſtummen. Ach, ich will es geſtehen, ſagt endlich Bernhard. Wir wollten unſern Spaß mit ihm haben, und ihn recht voll werfen, weil er die armen Vögel hat plagen wollen. Daß ſolch ein Unglück herauskommen würde, wer hätte das gedacht? und daß er das Loch würde zuſtreichen, iſt uns eben ſo wenig eingefallen.

Dem guten Pfarrer wurde es hier wieder wohl um's Herz, als er die Aufrichtigkeit der Kinder bemerkte; aber Thränen des Jammers über den Unglücklichen liefen ihm die Backen herab.

Indem kömmt auch Lieberich mit dem Hausjäger Gottfried. Der Pfarrer und der Schullehrer dringen nun mit vereinter Kraft den Kindern an's Herz, und ſchildern ihnen lebhaft die Grauſamkeit vieler Menſchen gegen arme Thiere. Aber, liebe Kinder! ſagt endlich Pfarrer Heilmann, wir haben die armen Thierchen vergeſſen, die nun in ihrem Neſte Hungers und Durſt's ſterben müſſen. Wie, wär' es euch wohl, wenn man euch in ein Gefängniß, in das weder Sonn, noch Mond ſcheint, zuſammen ſperrte, und Hungers ſterben ließe? Wie ihr da mit

einander heulen und ſchreyen, und euch vor Durſt die Thränen von den Backen ſaugen würdet! Wie ihr euch vor Schwachheit und Elend auf einander herum wälzen und verſchmachten würdet! (Lautes Weinen der Kinder) und ſeht, eben ſo iſt es jetzt den armen Thierchen im Neſte; und Gott, der auch ſie erſchaffen hat, hört ihr Jammergeſchrey auch. — Seht ihr, wie die treuen Eltern um den Baum flattern? Hört ihr, wie ſie locken und klagen über den Verluſt ihrer Jungen, und das geht euch nicht zu Herzen? Ach ja, ja! ſchluchzen die Kinder. Jedes will hinauf ſteigen, das Loch wieder öffnen; aber Heilmann und Lieberich erlauben es nicht. Ach, Gott! wir können weder ſchlafen, noch raſten, wenn nicht heute noch aufgethan wird, ſchreyen die Kinder. Das ſoll gleich geſchehen, ſagt Heilmann; nur ihr ſollt es nicht. Ihr ſeyd alle zu ſehr im Schrecken, und könntet herab ſtürzen, wie der unglückliche Klaus. — Gottfried holt indeß eine Leiter, und öffnet das Flugloch. — Vor Freude flattern und jauchzen die Neſtlinge; die Mutter fliegt näher, und ſchlüpft in das Neſt, als wollte ſie ihre zitternden Kleinen tröſten und ſtillen. Die verſammelten Ortskinder müſſen dem Pfarrer und Schullehrer die Hand reichen, und vor dem Blute des Verunglückten verſprechen, nie mehr in ihrem Leben ein Thier zu martern, und von allem gefährlichen Klettern abzuſtehen.

Unbeſchreiblich war die Rührung, in die ſowohl die Erwachſenen, als die Kinder durch dieſen Auftritt verſetzt wurden. Heute noch erzählt man ſich in

Trau-

Traubenheim die Geschichte, und unauslöschlich ist der Eindruck.

Auch bey der Beerdigung des Unglücklichen suchte der Pfarrer ein Wort zu seiner Zeit zu reden. — Gegen den Schluß der Leichpredigt, die dortmals auch bey Katholiken bey jeder Leiche gehalten wurde, wandte er vorzüglich die Worte des heiligen Apostels Jakob's auf den Fall an: Es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. — Mit hinreißendem Eifer kam er bey dieser Gelegenheit auch auf die Peinigung des Zugviehes und der Hausthiere zu sprechen. Fast jedem schlug das Gewissen. Die Gemeinde stand in tiefem Selbstgefühl, und kein Vater, keine Mutter gieng ohne dem guten Vorsatz von dannen, künftig den Kindern mit gutem Beyspiele voraus zu gehen, und jeder Grausamkeit zu steuern. Denn Heilmann hatte besonders gezeigt, wie die Kinder schon in der frühesten Jugend gegen alles Gefühl des Mitleids abgehärtet würden, wenn man ihnen erlaubt, Käfer, Vögel oder andere kleine Thierchen zum Zeitvertreibe zu martern. Kinder, die sich auf solche Weise an Unbarmherzigkeit gewöhnt haben, sagte Heilmann, ersticken dadurch allmählich fast alles menschliche Gefühl, und nicht selten üben sie dann auch gegen ihre alten, gebrechlichen Eltern Unbarmherzigkeit aus, vor denen die Natur zittert.

Jedermann fühlte die Wahrheit dieser Behauptung; nur Ludwig nicht.

Alles, was Heilmann, der Pfarrer, sagte, zog er auf sich, weil ihm bey jedem Worte das Gewissen schlug. Seiner Meynung nach gieng der Pfarrer bloß darauf aus, ihn und sein Haus öffentlich zu beschimpfen. In der Kirche schäumte der Unmensch vor Bosheit, und noch mehr beym Leichentrunke. Das vergeß ich dem Pfaffen mein Lebtag nicht! schrie er, und trank im Zorn ein Glas Wein um's andere hinein. Seinen Groll zu befriedigen, schlug er den sichersten Weg ein, und verschrie den Pfarrer als einen Ungläubigen und Freydenker. Ist das auch das wahre Christenthum, das er uns predigt? Das sind Polizeypredigten, die er hält, und keine katholisch erbaulichen, wie sich's für das Haus Gottes schickt! sagt er. Nicht weniger hat er an seinem Christenlehrhalten und übrigen Verrichtungen auszusetzen. Das Geplauder findet hier und da Beyfall; man lauert dem Pfarrer auf alle Sylben; man streitet sich alle Sonntage darum, ob er es recht gemacht habe, oder nicht; man zieht die neue Arbeitsschule mit ins Spiel; man wärmt die alten Pasquille wieder auf; treibt das Unwesen täglich ärger — und so bezeugte Ludwig in der That, was Salomo spricht: Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.

Siebentes Kapitel.

Was doch ein Landpfarrer ausſtehen muß!

Wenige Tage nach dem unglücklichen Vorfalle ſtarb Veit, und bedachte noch vor ſeinem Ende die Traubenheimer Pfarrkirche mit einer neuen Leichenfahne. Wenn Veit ſo jezuweilen bey einer Leiche in der Nachbarſchaft war, ſah er, wie den Klagführenden nach der Todtenbahre eine ſchwarze Fahne vorgetragen wurde; das gefiel ihm gar zu ſehr, und er ärgerte ſich heimlich, daß zu Traubenheim keine ſolche Fahne angeſchafft würde. — So eine Fahne ziert die ganze Leiche, ſagte er immer — und eine Stiftung zu dieſem heiligen Endzweck ſchien ihm das wirkſamſte Mittel, Gott gleichſam zu beſtechen, und ſich einen unauslöſchlichen Nachruhm zu erwerben. Im Geiſte ſah er ſchon bey ſeiner Leiche die Fahne im Winde flattern, und von der Kanzel herab hoffte er mit Segnungen und Lobſprüchen überhäuft zu werden. Er befahl daher: ſobald ſeine Augen geſchloſſen ſeyn würden, ſchwarzen Zeug zu kaufen, und dieſen dem Herrn Pfarrer nebſt der letzten Willensmeynung zu überbringen, daß in größter Geſchwindigkeit, ſollte es koſten, was es wolle, eine Fahne gemacht, und mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bezeichnet werden, und bey ſeiner Leiche zum erſtenmal getragen werden ſolle.

Kurz entſchloſſen übernimmt Heilmann das Vermächtniß; läßt die Lehrmeiſterinn der Arbeitsſchule rufen, das ganze Stück ſchwarzen Zeuges zerſchneiden, uud an arme Mädchen des Dorfes, die keine Kleider hatten, zu Joppen vertheilen, mit der Bedingniß, daß ſie der Leiche beywohnen, und für die Seele ihres Wohlthäters fleißig bethen ſollten.

Mit großen Augen ſchaute die Vetter- und Baſenſchaft durch die Drehſcheibe des Leichenhauſes, als Pfarrer Heilmann zwar mit den Trägern der Bahre — aber ohne Fahne und Fahnenträger erſchien. Noch größer aber war ihr Erſtaunen, als er auf der Kanzel öffentlich erklärte, daß er das Vermächtniß des Verſtorbenen wohlthätiger angewandt, und damit arme Mädchen des Dorfes beſchenkt habe, der gewiſſen Uiberzeugung, daß der Verſtorbene, wenn man ihn in der Ewigkeit darum fragen könnte, die Verwendung ſeiner frommen Stiftung ſelbſt billigen würde.

Wulfing, erſchrocken über Heilmanns Unvorſichtigkeit, geht geraden Wegs von der Kirche ins Pfarrhaus. Herr! Sie haben mich heute mit Ihrer Fahnengeſchichte blaß gemacht bis in den Hals hinein! ſagt er. Warum? fragt Heilmann ganz betroffen. — Darum, erwiedert Wulfing, weil Sie widerrechtlich gehandelt haben. Es ſtand zwar in Ihrer Willkühr, ob Sie das einfältige Vermächtniß annehmen wollten, oder nicht — und das letztere hätt' ich ſelber gethan; aber ohne Beyſtimmung der Familie durften Sie ſchlechterdings nicht mit dem ſchwarzen

de, der zu einer Fahne hergegeben wurde, nach eigenem Guſto ſchalten, und bey den gegenwärtigen Unruhen hätten Sie um ſo weniger ins Wepſenneſt ſtechen ſollen.

Heilmann, der alles zu haſtig angriff, und des Irrthums ſich nicht mehr erwähren konnte, daß vernünftige Vorſtellungen alle Schwierigkeiten überwinden müßten, ſah nun erſt zu ſpät ſein Verſehen im wahren Lichte. — Hätten Sie mich vorausgefragt, ſagte Wulfing, ſo hätte ich Ihnen gerathen, mit der Freundſchaft wegen beſſerer Verwendung zu ſprechen, und den Plunder wieder zurück zu geben, wofern ſie auf der Fahne beſtanden wären. Nun aber iſt's einmal, wie es iſt. — Gehen Sie heute zum Leichentrunke, und machen Sie gelegenheitlich vernünftige Vorſtellungen; denn ſicher wird darüber allerley Unſinn geſchwatzt. Dieß iſt aber auch alles, was ich Ihnen rathen kann. Kömmt indeß etwas für mich, ſo werde ich als Freund handeln.

Was Wulfing voraus ſah, traf alles ein. Die Fahne machte Gährung im ganzen Dorfe. Die Leute hatten ſich auf den neuen Leichenſchmuck ſo herzlich gefreut, und die Befreundtſchaft war im voraus ſo ſtolz auf das heilige Vermächtniß und auf den Namen an den Fahnenfliegeln, daß im Leichhauſe von nichts, als von der Fahne geſprochen wurde.

Wißt ihr, was ich dazu ſage? fragte Ludwig mit bedenklicher Miene. Nu, was ſagſt du denn dazu? Ich, antwortete der Schalk mit trauriger Stimme, ich ſage, was Paulus ſagt: Verachtet man doch

ei-

eines Menschen Testament nicht. Wenn aber der Pfarrer mit Testamenten thun darf, was er will: so macht er uns am Ende auch das alte und neue Testament anders, und wir werden Heyden, ohne zu wissen: wie? Von seinen Predigten will ich gar nichts sagen; aber christkatholische Predigten sind's wahrhaft nicht! Der Christ soll nicht sorgen und sagen; aber da sorgt und sagt man halbe Stunden lang von der heiligen Kanzel herab, wie man reich werden soll. Bald nimmt man auch den Strickstrumpf mit in die Kirche, weil doch alles nur auf's Irdische abzielt. — Aber meinetwegen! — Ich für meinen Theil habe die längste Zeit gelebt, und denke, was hälfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne? —

Die meisten in der Versammlung nickten dem Aufwiegler Beyfall zu. Da hast du Recht! Ja, das ist wahr! Ja, leider Gott erbarm's! rief einer um den andern. . . . Nur des Schulzen Reinhard, der mit dem gnädigen Herrn gereist war, unterstand sich zu widersprechen.

Mich dünkt aber doch nicht, daß ihr sogar Recht hättet, Nachbar Ludwig! sagte er.

Ludwig. Nun laßt einmal die Leute reden, die über's Meer geflogen sind.

Reinhard. Ich flog nicht als eine Gans aus, und kam nicht als Gänserich wieder. Vom Reisen ist die Rede nicht, sondern vom gesunden Menschenverstande.

Ludwig. Und was ſagt denn der, Herr Reinhard?

Reinhard. Der ſagt, daß ihr Dinge mit einander vermengt, die gar nicht zuſamm gehören.

Ludwig. Nun ſo klaube mir doch die Sachen aus einander, Herr Doktor!

Reinhard. Das will ich auch, ob ich gleich kein Doktor bin. Ihr ſagt z. B. vom Sorgen. Das geht ja nur eigentlich die Apoſtel an, die für den Unterhalt gar nichts ſorgen ſollten, weil ſie weder Zeit, noch Gelegenheit hatten; was aber das ängſtliche Sorgen anbelangt, ſo hat man ja deßwillen die Arbeitsſchule eingericht, damit die Leute mehr verdienen, und nicht mehr nothwendig haben, zu fragen: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?

Ludwig. Von der Hauptſache rede ich vom Teſtament, und nicht vom Sorgen.

Reinhard. Von welchem Teſtamente, vom alten oder neuen?

Ludwig. Vom alten und neuen, und vom Leichenfahnen.

Reinhard. Wie kömmt denn aber der Fahne zum alten oder neuen Teſtamente?

Ludwig. Wie? Weil der Fahne auch im Teſtamente ſteht.

Reinhard. Doch nicht in der Bibel?

Ludwig. Einfalt! im Teſtamente, das Veit gemacht hat.

Reinhard. Das ist doch hoffentlich ein ander Ding, als die Bibel? —

Ludwig. Testament ist Testament.

Reinhard. Wird wohl doch ein kleiner Unterschied seyn. Von der heiligen Schrift gebraucht, heißt Testament so viel als Bündniß; hat denn aber Veit mit dem Pfarrer einen Bund gemacht, einen neuen Leichenfahnen machen zu lassen. Wer wird denn so barsch in die Welt hinein behaupten: Wer an Veits Verordnung etwas ändert, der ändert auch, was Christus verordnet hat.

Marks. Und doch heißt's in der heiligen Schrift: Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht.

Rulli. Aber es steht auch dabey: Wenn es bestättiget ist — wenn es gescheide Leute gut und nützlich befunden, und ordentlich bekräftiget haben. Ist denn das auch beym Leichenfahnen geschehen?

Reinhard. Wenn alles gelten soll, was einer vor seinem Ende befiehlt: so könnt' es einem gar einfallen, mir ein paar spanische Stiefel zu vermachen, mit dem Bedingniß, daß ich sie mir alle Wochen 3mal an die Waden schrauben soll.

Ludwig. Ist ein Unterschied zwischen spanischen Stiefeln und einem Leichenfahnen.

Rulli. Wenn nun aber unser Herr Pfarrer eben so wenig einen Leichenfahnen mag, als Reinhard spanische Stiefeln, muß er einen machen lassen?

Ludwig. Ja, das dank ihm Herodes! Alle Pfarreyen in der Nachbarschaft haben's so. . .

Rein-

Reinhard. Aber die hieſige nicht — ſeit ſie ſteht — und ſo iſt er auch keinen machen zu laſſen ſchuldig, und Veit konnte ihm nicht befehlen, daß er einen machen laſſen muß — und er will beym alten Herkommen bleiben.

Ludwig. Die Arbeitsſchule iſt auch kein altes Recht. Sind wir ſchuldig, ſie zu leiden? He? müſſen wir nicht doch? Und wer hat dem Pfarrer das Recht gegeben, Röcke und Wämmschen aus dem Fahnenzeuge zu ſchneiden?

Jetzt mengte ſich die ganze Geſellſchaft darein, und am Ende war alles verwirrter, als zuvor. — Nichts iſt gefährlicher für die gute Sache, als wenn das Volk darüber ſtreitet. Keiner hält am rechten Flecke. Das Hundertſte wird ins Tauſendſte gemengt, und Vertheidiger faſſen die Sache gewöhnlich ſo falſch an, als die Beſtreiter.

Im größten Gelärme trat Pfarrer Heilmann ins Zimmer. Die wenigſten ſahen ihn vor Eifer, und ſchrien ſo lange fort, bis ſie durch Treten und Stoſſen erſt aufmerkſam gemacht wurden. Huſch riſſen ſie die Hüte vom Schedel, und waren auf einmal verſtummt. Heilmann grüßte ſie freundlich, und alle dankten erſchrocken. Wo iſt das Weib, wo ſind die Kinder? fragte er dann. — Sie kamen, und Heilmann fieng mit ihnen folgendes Geſpräch an.

Euer Mann und Vater (Gott tröſte ihn) hat vor ſeinem Ende die gute Abſicht gehabt, etwas Nützliches zu ſtiften. Nicht wahr?

Ja wohl, ſagte die Wittwe.

Ich habe mir alſo die Freyheit genommen, etwas an dem Vermächtniſſe zu ändern, fuhr Heilmann fort, weil er doch, wie ihr ſelbſt ſagt, etwas Nützliches ſtiften wollte. (indem er ſich gegen die Verſammlung wendet) Oder glaubt ihr, daß ein Leichenfahn etwas Nützliches ſey?

Nützlich nun eben nicht; aber man hat halt faſt überall einen — meynten die Gäſte.

Wenn man aber etwas hat, das zu nichts nützt, und nur Unkoſten macht? fragte der Pfarrer.

Dann kann man's freylich weglaſſen — meynte einer — und zuckte die Achſel.

Heilmann aber begann nun im ernſthafteſten Tone: — Man kann nicht nur, ſondern man ſoll, wenn der Fall iſt, ſo wie der gegenwärtige; denn der Fahne würde unſerm Gotteshaus für beſtändig Unkoſten gemacht haben. Lips hätte einmal durch ſein Vermächtniß Einen um ſein Geld angeſchafft — das Gotteshaus aber hätte nun aus ſeinen eigenen Mitteln — allemal einen neuen nachſchaffen müſſen, ſo oft einer verdorben geweſen wäre — das Vermächtniß alſo würde für alle Zeiten die Gotteshaus-Kaſſe in Schaden gebracht haben. Uiber dieß war es meine Pflicht, den letzten Willen des Verſtorbenen recht zu vollſtrecken, der nichts Schädliches, ſondern etwas Nützliches vermachen wollte. — Könnte ich ihn jetzt darum fragen, ſo würde er mir für die beſſere Verwendung des Zeuges, den er zum Leichenfahn beſtimmte, danken, weil er im Leben, vielleicht aus

Schwä-

Schwäche des Alters, nicht mehr darüber nachgedacht hatte. (gegen die Familie) Reut es euch aber, daß euer selige Hausvater etwas Gutes vor seinem Ende gethan und arme Mädchen gekleidet hat: so bin ich bereit, euch zurück zu zahlen, was der Fahnenzeug kostet.

Ach nein, das wollen wir nicht! sagten die Anverwandten. Nur haben wir uns betrübet, daß der letzte Wille des Verstorbenen nicht erfüllt wurde.

Also war sein letzter Wille, erwiederte Heilmann, das Gotteshaus in vergebliche Unkosten zu setzen?

Das Gotteshaus hat er gewiß nicht in Unkosten zu bringen verlangt, schluchzte die Hausfrau.

Das glaube ich selbst, versetzte der Pfarrer; wenn das aber nicht seyn soll, so müßt ihr's entweder lassen, wie ich es gemacht habe, oder noch ein Kapital von 50 bis 60 Gulden aussetzen, damit mit selbem immer neue Leichenfahnen nachgeschafft werden. — Ein- für allemal aber protestiere ich gegen das Einnähen des Namens! Mit guten Werken groß thun ist Pharisäerey — und mit Vermächtnissen prahlen, die mehr schaden als nützen — ist, auf's gelindeste gesagt — Schwachheit. Uibrigens macht es Veit mehr Ehre, zwölf arme Mädchen des Dorfes gekleidet, als die Kirche mit einem unnützen Leichenfahn versehen zu haben.

Fünfzig bis sechzig Gulden noch aufzuwenden, um die lächerliche Freude zu genießen, bey Leichbegäng-

gängniſſen einen Fahnen in der Luft flattern zu ſehen, war den Hinterbliebenen nicht anſtändig, und die Art und Weiſe, wie Heilmann ſeine Vertheidigung anſtellte, ſtellte auch die übrigen ſo ziemlich zufrieden.

Achtes Kapitel.

Veit hat im Grabe keinen Frieden.

Kaum aber war der Rumor über das Stück ſchwarzen Fahenzeuges vertobt, als ſich auf einmal ein Abendtheuer zutrug, das den Eifer der Fahnennarren auf's neue entflammte. Eines Sonntages in der Nacht ſtürzt Block mit greulichen Gebehrden in Romels Schenke. Wie ohnmächtig taumelt er auf die Bank, und kann Anfangs vor Schrecken nicht reden. Gott erbarme ſich der armen Seele! ächzt er endlich. — Oben ſteht er ſchneeweiß, und ſchlägt die Hände zuſammen! Wo ſteht er denn? fragt die Geſellſchaft. — Hart vor der Sakriſteythür, erwiedert Block. Und wer ſteht denn da? Wer anders als Veit, Gott tröſte ihn! Haſt du ihn denn gekannt? Leibhaftig, leibhaftig! Man ſieht weder Kopf, noch Füſſe; ſchneehagelweiß ſteht er da, und noch einmal ſo lang, als er im Leben war. — Daran iſt der Pfarrer Schuld — weil er ſeinen letzten Willen nicht

er-

erfüllte — der Pfarrer bringt den unglücklichen Mann um die ewige Ruhe! ſchreyt einer. — Freylich! ruft der andere. Meiner Lebtage hörte ich ſchon ſagen, daß die Todten nicht ruhen können, wenn man ihre Vermächtniſſe nicht erfüllt. Da haſt du Recht, ſchreyt der dritte. Zu Purrbach verſchwieg einmal einer, daß ſein Weib Kerzen in die Kirche verſchafft habe; potz alle Hagel aber, wie flug's trug er die Kerzen zum Schulmeiſter, als das Holter und Polter eine Nacht und alle Nacht fortgieng! — Vergeblich machten einige geſcheidere Leute Einwendungen, daß Block ja unmöglich wiſſen könne, was und wen er geſehen habe, weil er ſelbſt geſtehe, daß Kopf und Füſſe des Geſpenſtes verdeckt wären. — Die Schreyer behielten doch Recht, und wer ſchon im Bette lag, mußte dieſe Nacht noch die ſchreckliche Neuigkeit erfahren.

Des andern Abends lauft das Volk ſchaarenweis zuſammen, und ſteht vor dem Eingange des Freythofes. Feſt hält ſich eins an das andere; aber das Geſpenſt erſcheint nicht. Gleichwohl verſammelt ſich das Volk am dritten Abend. Nur der gnädige Herr und Gottfried, die beyden Vögte, der Pfarrer und Lieberich, die Tags zuvor auf dem Platze geſtanden, blieben dießmal zu Hauſe, weil ſie das Ganze für einen Augenbetrug des dummen Geſpenſterſehers hielten. — Zum Unſtern erſchien gerade dießmal der Geiſt wieder, weiß vom Scheitel bis auf die Zehen, und in der kläglichſten Stellung. Vor der Sakriſteythür ſah man die Erſcheinung zuerſt, und

dann

dann gieng ſie mit Händeringen über den Gottesacker. Niemand aber unterſtand ſich, den Geiſt zu beſprechen, oder anzutaſten. Aengſtlich zog ſich der Haufe zurück, und diejenigen, die das Geſpenſt nur von ferne verfolgten, waren ſchon Frevler und Waghälſe. Vor der Thür des Gottesackers verſchwand endlich die Erſcheinung, und allen, auch den Klügſten im Dorfe, war der Auftritt ein Räthſel.

Jetzt erhob ſich der Tumult über den Leichenfahn auf ein neues. Zwey Mädchen brachten auf Befehl ihrer Eltern ihre Kleider ins Pfarrhaus zurück — um an dem Unheil nicht mit Schuld zu ſeyn. Die Familie des Verſtorbenen ſchrie ach und weh! Herr und Vogt, und alles war verlegen; aber niemand ſo ſehr als Heilmann. Täglich lauerten ſie nun im Verborgenen, und hofften, um ſo eher das Geſpenſt zu entdecken, weil der Mond eben im Begriffe war, ins erſte Viertel zu treten; aber zum Unſtern blieb die Erſcheinung aus, und zum noch größern Unheile kam eine ſinnloſe Schrift von zwey Bogen in das Dorf, unter dem Titel: „Erweckung an chriſtkatholiſche Gemeinden, deren Seelſorger das rechte Chriſtenthum nicht predigen, von Athanaſius Glauber.

Heinrich, Wulfing und Heilmann waren darüber ſehr betreten, weil ſie leicht voraus ſahen, welchen Eindruck dieſer Wiſch bey der dermaligen Stimmung des Volkes machen würde; gleichwohl hielten ſie nicht für rathſam, im Dorfe viele Nachfrage zu halten, weil ſie fürchteten, das Aufſehen dadurch

nur

nur zu vergröſſern. Unter der Hand aber ſuchten ſie, den Aufenthalt des Herrn Athanaſius zu erforſchen, um ihn als Paſquilanten belangen zu können. Zu ihrem nicht geringen Verdruß erfuhren ſie aber, daß er ſchon vor einem Vierteljahr mit einem Kaufmannsſchiffe abgegangen ſey, um in der neuen Welt ein Glück zu verſuchen, das ihm die alte verſagt hatte. — Der Wiſch gieng indeß von Haus zu Haus, und machte die Köpfe ſo ſchwindlicht, daß ſie drohten aus der Kirche zu laufen, wofern der Pfarrer noch einmal das unrechte Chriſtenthum predigen würde. Wulfing und der gnädige Herr ſelbſt riethen nun dem Pfarrer, mit dem ſogenannten unrechten Chriſtenthume eine Zeit lang einzuhalten. — Das taugt nicht, meynte Heilmann; zufahren muß man, und den Leuten die Albernheiten des elenden Geſchmiers erklären. — Ey, ſo erkläre! rief Wulfing. Bauern, die einmal toll ſind, laſſen ſich nichts mehr erklären; entweder ſtehen ſie da wie Bildſäulen, oder werden gar aufſtößig. Wir müſſen nun ſchlechterdings piano thun, und die Arbeitsſchule gehen laſſen, wie ſie von ſelbſt geht.

Indeß erhebt ſich von neuem das Geſchrey: Veit ſteht an der Sakriſteythür, und jammert bis vor den Gottesacker! — Der Auflauf wird noch gröſſer, als er ſchon war. — Der gnädige Herr, Wulfing, Redlich, Heilmann, Lieberich und Gottfried verabreden ſich, ernſtlich der Sache nachzuſpüren. Redlich und Gottfried ſchleichen beym Abendläuten in die Sakriſtey; Heinrich, der gnädige Herr,

und

und Wulfing ſtellen ſich ins Beinhäuschen, von wo aus man gerade nach der Sakriſtey hinſehen kann, und Heilmann und Lieberich poſtiren ſich an die Ecke des Gottesackers. So war alles beſetzt, ohne daß jemand aus den vielen Zuſchauern davon Kundſchaft hatte. Der Geiſt erſcheint, wie gewöhnlich, vor der Sakriſteythür, und, wie ſonſt, in ſchneeweißer Geſtalt, ſchlägt ringend ſeine Hände zuſammen, und Heinrich giebt verabredeter Maſſen durch einen Pfiff das Zeichen. Wie Blitze aus den Wolken fahren in dieſem Augenblicke Redlich und Gottfried aus der Thüre hervor. Heinrich prallt aus dem Beinhäuschen mit Einem Sprunge heraus. Redlich ſchlägt mit einem Stock nach dem Geſpenſt; trifft aber zu kurz; Gottfried ſchießt mit kleinen Schrooten nach den Füſſen — und fehlt. Der Geiſt verliert ſich aus dem Geſichte; das ganze Volk ſchreyt laut auf vor Schrecken; Heilmann und Lieberich kommen auf den Schuß herbey; aber weg iſt die Erſcheinung! — Nun, mein Gott! ſagen die Zuſchauer unter einander, da ſieht man's leibhaftig, daß es ein Geiſt iſt, und Gottfrid hat vom Glücke zu ſagen, daß die Schrooten nicht zurück gepraſſt ſind. Fangt ihr Geſpenſter, Waghälſe!

Voll edlen Unwillens fängt der gnädige Herr an, das Volk hart anzulaſſen, und Heilmann ſagt: Wer ſelbſt närriſch iſt, wird immer andere für Narren halten. Indem ſie ſo das Volk zu ſtillen und zu überzeugen ſuchen, ruft eine Stimme: Hollah, luſtig! der Geiſt iſt gefangen! — Und ſieh da! Rulli kömmt mit einem

weiſ-

weißen Tuch unter dem Arm, und führt einen Kerl herbey. — Um Gottes willen, laß mich! ruft der Gefangene mit Zittern und Beben. — So bald du dich in deiner Geisterfigur gezeigt haſt! ſagt Rulli, und ſtellt den einäugichten Ludwig dem gnädigen Herrn hin.

Hier, gnädiger Herr! iſt der weiße Geiſt, den ich bey Fleiſch und Bein gepackt habe!

Heinrich. Bravo, Rulli! Das war ein Meiſterfang; aber wo haſt du ihn denn gepackt?

Rulli. Vor ſeiner Hausthüre. Den Schelm hatte ich längſt in Verdacht, und ſchlich mich daher vor ſeine Hausthüre. Voller Athem kam er gerennt, hatte den weißen Geſpenſtermantel unter dem Arm, und wollte hineinwiſchen; aber halt! ſagt' ich; erſt preſentier dich dem gnädigen Herrn, und dann marſchier, wohin du willſt, oder wohin man dich führt.

Jetzt erholt ſich erſt Ludwig von der erſten Beſtürzung, und hebt an zu läugnen. Was! ſchreyt er, geht man ſo mit ehrlichen Leuten um? Still wie die Unſchuld gieng ich nach Hauſe; da packt mich der liederliche Maurer wie ein Henkersknecht. Ich war bey einem Nachbar in der Lichtweil, und dachte nichts Böſes.

Halte, halte! ſchreyt Gottfried, ich glaube, Kerl! ich habe dich gezeichnet. — Sogleich viſitirt er, und ſieh! das Blut dringt tropfenweis durch den Strumpf. Nun, Burſche! wirſt du dich nicht mehr weiß brennen wollen, ſagt Gottfried. Ludwig verſtummt, und Rulli deckt das weiße Tuch dem Schelm

übern Kopf. — Das Gemurmel, das unter dem Volke geherrſcht hatte, bricht nun auf einmal in lautes Lachen aus. Ludwig ſteht, und redet kein Wort. — Aber, Schurke! ſagt der gnädige Herr, wie biſt du denn vor der Freythofthüre verſchwunden? Warum machſt du dich dießmal nicht unſichtbar? Nach vielen Fragen und Drohen ſagt endlich der Schalk: Ach, gnädiger Herr! ich ließ das Tuch fallen, ſchob es unter den Küttel, und lief davon; im Neumonde ſah man die ſchwarze Farbe nicht. Genug, erwiedert Heinrich, morgen ſprechen wir uns wieder. Marſch nun ins Gefängniß! Luſtig ins Loch! ruft Joſt, und ſchleppt den einäugichten, hinkenden Geiſt in den Gewahrſam.

Wulfing befahl, in der Nacht noch den Bader von Purrbach zu rufen, und den Fuß verbinden zu laſſen; Heinrich aber wandte ſich nun mit einer eiſernen Strafpredigt an das Volk. Wulfing, Redlich und Heilmann vereinigten ſich mit ihm, und nach empfundener Lauge trollten die Geſpenſterſeher ſchamvoll nach Hauſe. Bey der Viſitation der Schußwunde fanden ſich nur etliche Schrooten im Waden, und am Morgen des andern Tages gieng's ſchon zu Wulfing und Redlich ins Verhör.

Neuntes Kapitel.

Der neue Schultheiß macht sein Meisterstück.

Im Verhöre gestand nun der Bösewicht, daß er es bloß gethan habe, um sich wegen der Leichpredigt auf seinen Klaus an dem Pfarrer zu rächen. Heinrich befahl, ihn sogleich an einen Karren zu schließen, und acht Wochen bey Wasser und Brod schanzen zu lassen. Wulfing that den Vorschlag, ihm die Besserung des schlechten Gespensterweges von der Kirche zum Gottesacker anzuweisen. Der gnädige Herr billigte den Vorschlag, und Ludwig, der sich vergebens zur härtesten Geldstrafe erboth, machte vor einer Menge Volks, das herbey lief, gleich am folgenden Tage den Anfang, nachdem er zuvor aus dem Dorfsgericht war gestossen worden. Vergebens war die Fürbitte des Pfarrers; vergebens das Heulen und Schreyen der Familie. Mit unerbittlicher Strenge bestand Heinrich auf seinem Sinne. Der Richter soll nicht strafen ohne Noth, sagte er, und wenn es Noth thut, von der Strenge nicht abgehen.

Nun war nur noch die Frage übrig, wie der Eindruck wieder zu tilgen sey, den die feinen Erweckungen an christkatholische Gemeinden gemacht hatten. Aus verschiedenen Gründen hielt der Schultheiß für gewiß, daß der Wisch durch Marksens Hände gegangen seyn müsse. Kurz entschlossen geht er zu ihm, und sagt: Hör', Alter! du steckst mit den

Schmäh-

Schmähſchrift wider unſern Herrn Pfarrer im Verdacht bis über die Ohren, und kein Menſch iſt vielleicht ſo ehrlich, dir heraus zu helfen.

Marks. (ſichtbar verlegen) Wie? was? warum? wer hat mich im Verdacht?

Schulz. Der gnädige Herr. Ein gewiſſer Jemand will beweiſen, verſtehſt du mich, beweiſen, daß er das Paſquill von dir bekommen habe.

Marks. Das ſagt mir ein Schelm nach!

Schulz. Auch recht! Ich wollte dir meinen guten Willen anbiethen. Hier hab' ich nichts verloren. Willſt du dein Heil mit dem Junker verſuchen, ſo bin ich's zufrieden. (will gehen)

Marks. Du machſt wenig Federleſens, Nachbar Schultheiß!

Schultheiß. Und der gnädige Herr noch weniger, wie du weißt, und erfahren wirſt.

Marks. Und was hätteſt du mir denn eigentlich zu ſagen?

Schultheiß. Daß du nun, da ſich das Blättchen gewendet hat, mit dem Pfarrer den Kopf aus der Schlinge ziehen, und den hinein ſtecken ſollſt, von dem du den Wiſch bekommen haſt.

Marks. Ja, wenn ich den wüßte, vom Herzen gern! Ich bin dem Herrn Pfarrer ſo gut, wie meiner Seele.

Schultheiß. Wenn du ihn nicht weißt: ſo will ich ihn auch nicht wiſſen, Nachbar! Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen. (will wieder gehen)

Marks. (ihn noch einmal zurückhaltend) Wozu soll es aber helfen, wenn ich's auch wüßte?

Schultheiß. Dazu, daß man nun bey der rechten Schmiede anklopfen könnte, und nicht erst bey dir, wo's weh thut.

Marks. Nachbar! du führst mich ins Garn! Du meynst es nicht gut!

Schultheiß. So sieh, wer's besser mit dir meynt! (greift nach der Thür)

Marks. Na, Na, nur nicht so kurz abgebunden. — Nachbar! kannst du reinen Mund halten?

Schulz. Wenn du das nicht glaubst, so mußt du mir nichts anvertrauen.

Marks. Nun in Gottes Namen! aber bring mich nicht in die Schlamaße! — Der Schulmeister Azet von Bergfelden hat mir letzthin auf dem Bergfelder - Viehmarkt drey solche Athanasius gegeben, die ich in aller Herzenseinfalt . . .

Schulz. Ihr Leute seyd immer voll Herzenseinfalt, wenn ihr einen bösen Streich macht; aber ich steh dir dafür, daß du doch ohne Strafe durchkommen sollst. Nur wider den Schulmeister Azet mußt du zeugen, wenn er nicht gutwillig gesteht.

Marks. (die Achsel zuckend) Je, wenn's seyn muß; — aber laß mich aus dem Spiel!

Schultheiß. Hier hast du meine Hand, wenns Menschen möglich ist. — Danken wirst du mir's aber auf jedem Falle, daß ich dir so gerathen habe. (geht fort)

Des

Des folgenden Tages in aller Frühe geht der Schultheiß nach Bergfelden, und überraſcht den Schulmeiſter. Dieſer will läugnen; Fritz aber verſichert, daß Marks es mit einem Eidſchwur erhärten wolle; daß man ſeine Handſchrift .... Was? Handſchrift? ſchreyt der Schulmeiſter, und nimmt ein Papier aus der Schublade. Wenn ihr das Paſquill, oder was es iſt, geſehen habt: ſo vergleicht — — Ey! ſagt Fritz Rudiger, der eben einen Knaben von etwa 12 Jahren am Tiſche ſieht, ſeine oder ſeines Sohnes Handſchrift, das gilt mir gleich! (indem er ſich gegen den Knaben kehrt) Du haſt einen Streich gemacht, Purſche! der dich hoch zu ſtehen kommen ſoll! Vor Schrecken wird der Knabe blaß und roth, und fängt bitterlich zu weinen an. Der Schulmeiſter aber wagt es, nicht länger zu läugnen. Rudiger! ſagte er mit bebender Stimme, dem Ding werdet ihr's ſelbſt angemerkt haben, daß es ein Schriftgelehrter geſchrieben hat, und kein armer, einfältiger Schulmeiſter. — Ja, ja, ein Schriftgelehrter und Phariſäer, das glaub' ich! erwiedert der Schulz; ſo lang wir den aber nicht kennen, müſſen wir uns an ihn halten. — Nun im Gottes Namen, ſagt endlich der betroffene Schulmeiſter. Mein Sohn bekam das elende Ding von euerm geweſenen Herrn Vikarius Rohling.

Schultheiß. Was? von unſerm geweſenen Pfarrvikar?

Schulmeiſter. Ja! das ſag' ich aber im engſten Vertrauen!

Schult-

Schultheiß. Mit dem engen Vertrauen ist mir nicht gedient. Der Pasqillenmacher muß bekannt werden. — Ich will es schriftlich haben.

Schulmeister. Ach Gott! lieber Rudiger! wo denkt er hin! Unser einer lebt in Umständen, daß man sich mit der Geistlichkeit nicht wohl abwerfen darf. Ein Schulmeister muß immer — — —

Schultheiß. Auch recht! so mag er den Handel auf seine eigene Hörner nehmen, und sich darüber beym Dorfsgericht verantworten.

Längst schon hatte der Schulmeister sich mit dem Dorfsgericht verfeindet. Aus Furcht vor der Strafe gesteht er also den ganzen Handel, und giebt nothgedrungen dem Schultheiß folgenden Schein:

„Daß mein Sohn Kasimir eine kleine Schrift, Erweckungen ꝛc. betitelt, von des Herrn Rohlings Hochwürden erhalten, und abgeschrieben habe, und daß ich von solcher, jedoch in aller Einfalt, einem Bauern von Traubenheim auf Herrn Rohlings Befehl drey Stücke zugestellet habe, ein solches bezeugt, Bergfelden, den 21sten Dez. 1721.

Florian Azet, Schulmeister daselbst.

Mit dem stattlichen Zeugnisse kehrt der Schultheiß froh nach Traubenheim zurück. Es war eben Feyertag. Er geht ins Wirthshaus. Die ganze Stube wimmelt von Gästen, und Fritz zieht sein Geständniß nebst der Schrift des angeblichen Herrn Athanasius Glauber aus der Tasche. Was Neues! ruft

er.

er. Ich muß euch von Athanasius Glauber erzählen. — Je vom Vetter des abgesetzten Amtmanns, der unser Herr Pfarrer hat werden wollen, und das Ding geschrieben hat. — Ja, von dem wohl, der das Pasquill geschrieben hat — aber nicht vom Vetter des Amtmanns Schlacker, erwiedert der Schulze; wißt ihr wohl, daß sich ein anderer hinter den Namen gesteckt hat? Wer? wer hatte das gethan? schreyt das Volk. Unser gewesene Pfarrvikar, Herr Rohling! antwortet der Schulz. Was? der, schreyt alles zusamm. Ja wohl, sagt Rudiger, und liest den Zettel des Schulmeisters vor, und nimmt dann auch die feinen Erweckungen in die Kur. Was wir nicht blinde Sichse waren, sagt er, daß wir nicht gleich im ersten Augenblicke darauf verfallen sind. Sieht man's doch dem ganzen an, von welcher Hand es kömmt.

Ein- für allemal, fährt er fort, hat sich außer uns kein Mensch um unsern Herrn Pfarrer zu bekümmern. — Es ist das schon nicht schön, wenn wir unsere Meynung über ihn sagen, und ihn tadeln — denn wir als unstudierte Landleute sollen nie über die Geistlichen richten, und unsere Seelsorger tadeln; aber noch schlechter ist es, wenn fremde Leute, die es gar nichts angeht, in unsere Händel sich mischen.

Du hast Recht, Rudiger! schreyt das Volk zusamm.

Ja! aber hört nur weiter! sagt er; das Schönste bey dem Handel ist, daß wir fast auf jeder Seite weit mehr als unser Herr Pfarrer zu Schanden gemacht

macht werden. Denn nach seinen Ausdrücken sind wir dümmer als die Ochsen; fressen Schirling für's Gras, und tappen blind in die Welt, wie die jungen Katzen, und am Ende ruft er gar ach und weh über uns aus, wie einst Christus über Jerusalem.

Gespannt und aufmerksam horchten alle dem Schultheiß zu, ohne ein Wort zu reden.

Und warum, fährt der Schultheiß fort, warum thut er dieß — warum beschimpft er uns? Warum, frag ich gleich, hat er die seinen Erweckungen geschrieben? Um sich an uns zu rächen, weil wir ihm nicht zu unserer Pfarrey geholfen haben. — Glaubt es, liebe Nachbarn! unser Herr Pfarrer ist schon recht! Wir sollten Gott danken, daß wir einen so lieben, braven und guten Seelsorger haben; denn ein eifriger, frommer Geistlicher ist ein rechter Segen für eine Gemeinde. — Ich weiß es, wie gut es unser Herr Pfarrer mit uns meynt; wenn er uns nur geraden Wegs zu Gott führen könnte — dahin gehen seine Bemühungen alle — aber auch hier im Zeitlichen möchte er uns geholfen und glücklich wissen — deßwegen ermahnt er uns so oft, ordentliche und fleißige Wirthschafter zu seyn — was thut er nun Unrechts, wenn er uns auch zuweilen sagt, wie man das werden oder bleiben müsse? Hat nicht Jesus Christus selbst den Leuten im Zeitlichen und Leiblichen oft gerathen und geholfen? Und ein- für allemal, wer kein fleißiger und ordentlicher Bürger ist, kann auch kein guter Christ seyn — dann wären wir Ochsen, wie Herr Rohling uns nennt — wenn wir das nicht

be-

begriffen. — Herr Rohling iſt auch ein Prieſter, und ich will bey alle dem ihn nicht verachten — aber das iſt doch gewiß, daß mir eine Predigt von unſerm Herrn Pfarrer lieber iſt, als von Herrn Rohling ein ganzer Jahrgang. —

Ja, das iſt wahr, ruft alles beſchämt und gerührt — aber, Rudiger — du kannſt es einem auch ſagen — Schade, daß du nicht auch ein Geiſtlicher biſt! —

O, es iſt ſo leicht nicht geiſtlich zu ſeyn, ſagte der Schulz, glaubt es nur; denn man hat es ja meiſtens nur mit Undankbaren zu thun — wie undankbar waret ihr bisher gegen unſern lieben Herrn Pfarrer — ein Engel könnte uns kaum mehr thun, als er uns thut, und dafür läſtert und ſchimpft ihr immer über ihn. — O Traubenheimer! ihr verſündiget euch ſchwer an den Geſalbten des Herrn!

Wir wollen's nicht mehr thun, rufen jetzt alle, unſer Herr Pfarrer iſt ein Ehrenmann — Trotz dem, der's anders ſagt.

Das iſt nicht genug, erwiedert Rudiger. — Ich weiß es, ihr habt den lieben Mann tief gekränkt, daß ihr den Erweckungen ſo viel Glauben beygemeſſen, und ihm ohne ſeine Schuld ſo abgünſtig geworden — ihr müßt es ihm nun zeigen, daß ihr jetzt anders denkt; deßwegen wäre mein Rath, daß einige wackere Männer aus unſerer Gemeinde zum Herrn Pfarrer giengen, ihn um Verzeihung bitten, und ihm verſprechen ſollten, daß er künftig eine billigere Gemeinde an uns finden ſoll — und zum Zeichen,

daß

daß es euch Ernſt iſt, könnt ihr ihm die 3 Stücke der Erweckungen, die in unſer Dorf herein geſchwärzet wurden, überbringen, daß er's verbrennt; denn mehr ſind ſie nicht werth.

Ja, das wollen wir! riefen die Traubenheimer, die allemal zum Kreuz krochen, wenn man ihnen recht die Meynung ſagte, das wollen wir! — aber du, Rudiger! mußt voran gehen! — Vom Herzen gern — ſagt der edle Bauer, ich gehe allemal ſo gerne, wenn ich etwas böſes gut machen kann. —

Rudiger wählte ſich nun etliche wackere Männer, ſtand auf und gieng mit ihnen geraden Wegs dem Pfarrhauſe zu. Die beyden Verwalter Wulfing und Redlich waren ſo eben bey dem Herrn Pfarrer.

Freundlich gieng Pfarrer Heilmann auf ſie zu, als der Schulz mit den Gemeindsmännern in ſeine Stube trat — Was wollt ihr, gute Leute? fragte er ſie.

Die Gemeinde, ſagte der Schulze, ſchickt uns her, um Sie, lieber Herr Pfarrer! im Namen aller um Verzeihung zu bitten, daß wir bisher ſo widerſpenſtig waren, und ſo oft über Sie ſchmähten. — Wir wiſſen's, daß wir nicht werth ſind, Sie zum Pfarrer zu haben; aber wir verſprechen Ihnen nun auch alle Liebe, Verehrung und Folgſamkeit von der ganzen Gemeinde — und hier ſind alle die feinen Erweckungen, die ſo viel Lärmens verurſachten; wir wiſſen nun, daß der Name des Athanaſius Glauber nur erdichtet iſt, und daß die Schrift niemand anderer als der

gewesene hiesige Pfarrvikar, Herr Rohling, gemacht hat. Lieber Herr Pfarrer! die Gemeinde bittet Sie, das elende Geschmier in den Ofen zu werfen.

O ihr guten Männer! euere Gesandschaft zu mir — und das, was ihr mir sagtet, versüßt mir alles, was ich durch diese Schmähschrift leiden mußte; ich werde mein Amt nun wieder mit Freuden führen, und Gott wird euch segnen — so sagte der gerührte Pfarrer, gab jedem die Hand — die Bauern drückten sie mit Inbrunst — und helle Thränen fielen so ganz geschämig herab.

In aller Welt! was ist das für ein Kehrum in des Volkes Köpfen? fragten Wulfing, Redlich und Heilmann —, als die übrigen fort waren. Das Volk, sagte Rudiger, ist in seiner Aufgebrachtheit wie Wehrwasser, das über den Acker schwemmt. Ganz zurück halten kann man es nicht; aber ableiten auf eine andere Seite. Was bisher über unsern Herrn Pfarrer gieng, hab' ich Herrn Rohling über den Hals geführt — und erzählt nun die Geschichte.

Nun, an euch hab' ich mich nicht geirrt! sagt Wulfing, und klopft ihm auf die Achsel. Rudiger! ihr seyd ein ganzer Schultheiß, und habt nun euer Meisterstück gemacht.

Zehntes Kapitel.

O weh! es brennt! es brennt!

Die guten Anſtalten nahmen nun mehr erwünſchten Fortgang in Traubenheim. Marks mußte es dem Schultheiß noch beſonders verſprechen, künftig nie wieder den Pfarrer zu verfolgen, und aus Dankbarkeit, daß Fritz ſeinen Namen verſchwiegen, oder aus Furcht, erſt noch ſpäterhin verrathen zu werden, hielt er auch ſo ziemlich Wort. Der Wohlſtand des Dorfes mehrte ſich zuſehends; die Sitten wurden geſchlachter, und alles verſprach die glücklichſte Zukunft.

Von dieſer fröhlichen Ausſicht kehre ich mit Widerwillen noch einmal zu Ludwig, dem ſchändlichen Böſewicht, zurück. Die wohlverdiente Strafe war in ſeinen Augen nichts anders als Rache wegen der Jud Schomelſchen Händel. Er ſchäumte vor Wuth gegen Wulfing und Rulli, und rief den Vorübergehenden zu: Macht euch keinen Vogt zum Feind, ſonſt giebt's einen angelegten Handel! Was für einen? froate ihn einmals der Schultheiß. Siehſt du die Eſelle nicht? erwiederte der Schalk. — Mit Einem Worte, Ludwig war wie alle ſeines Gleichen; nicht ſeiner Bosheit, ſondern einem heimlichen Groll des Beamten ſchrieb er ſeine Strafe zu. Von der eigentlichen Urſache ſchwieg er; ſchrie nur von vergangenen Dingen, die nicht hieher gehörten, und

klag-

klagte über Gewalt und Unrecht. Bald ſtellte er ſich krank, bald wahnſinnig; aber alles umſonſt! Wohl auskaſteyt und gebändiget wurde er nicht eher als nach Verlauf der acht Wochen entlaſſen, und mit lebenslänglicher Zuchthausſtrafe bedroht, wofern er noch einmal über ähnlichen Streichen würde angetroffen werden.

Das war nun freylich nicht wieder der Fall; aber Ludwig ſchien dazu beſtimmt, eine Zuchtruthe für's Dorf zu ſeyn. Keine zwey Jahre vergiengen, ſo wurde er durch Aberglauben dem Dorfe ſo gefährlich, als zuvor durch Bosheit. Zwey Kühe waren ihm nach einander am ſogenannten Blut gefallen. Eines ſeiner Pferde bekam den Rotz, und weil er es nicht beſonders ſtellte, ſo ſteckte das Kranke bald auch das Geſunde an. Nach kurzer Zeit mußten beyde niedergeſtochen werden. Schon jetzt glaubte Ludwig nicht, daß das mit rechten Dingen zugegangen ſey; nach einigen Wochen aber, als eine ſeiner Kühe Blut milchte, ward er ſeines Verdachtes gewiß; lief zu dem Schackenberger-Schinder, der als Hexenmeiſter berühmt war, und bath, um Geld und gute Worte die Hexe zu züchtigen, und ſeinen Stall zu behüten.

Sonſt war es nämlich des Waſenmeiſters Gewohnheit, der Hexe den Topf zu rühren, ihr vorgeblich das Aug auszuſchlagen, oder den Rücken braun und blau zu machen. Weil er aber ſchon verſchiedenemale mit den unſinnigen Teufeleyen unſchuldige Leute in Verdacht, halbe Dörfer in Uneinig-

nigkeit, und ſich ſelbſt in Strafe gebracht hatte, ſo machte er keine Hexe mehr namhaft, und trieb überhaupt ſeine Betrügereyen nun anders. Er nahm drey Papierchen, und machte ſie rechts und links voll Krakenfüſſe, dann bohrte er über den Bahren drey Löcher, wobey ihn jedoch, wie überhaupt bey der ganzen Stallbehüterey, niemand beſchreyen durfte. In dieſe drey Löcher ſteckte er nun Zettelchen, und ſchlug, indem er allerley unverſtändliche Wörter daher murmelte, auf jedes einen Zapfen Hexenholz, das er in der Walburginacht geſchnitten zu haben vorgab. War dieß alles geſchehen, dann nahm er einen Hafen mit Kohlen, ſtreute allerley ſtinkende Sachen darauf, und raucherte damit zwey und dreyßigmal ins Kreuz, ließ ſich zwey bayeriſche Thaler bezahlen, und verſicherte, daß nun der Böſe gebannt ſey, und dem Stalle nichts mehr anhaben könne.

So wenig auch ſeine Hokus Pokus halfen, und ſo oft auch Unglück in Ställen erfolgte, die der Betrüger ausgeräuchert hatte: ſo war doch das Volk davon nicht abzubringen. Unter die Narren gehörte nun auch Ludwig. In der Nacht nach dem Ausräuchern entſtand aus einer herabgefallenen Kohle plötzlich ein Brand. Ludwig hörte das Brüllen des Viehes; öffnete den Stall; das Feuer bekam Zugluft, und griff unaufhaltſam um ſich. Ludwig wollte heimlich löſchen, weil damals auch in Traubenheim noch Strafe darauf geſetzt war, wenn jemand durch Nachläßigkeit Feuer auskommen ließ, wodurch denn ganz natürlich die Leute abgeſchreckt wurden, ſogleich Lärm

zu

zu machen; aber alles war hier umsonst. Mit schrecklichem Ungestümm brach die Flamme heraus, und ehe noch alles in Bereitschaft zum Löschen war, stand auch die mit Stroh bedeckte und bis oben an mit Getreid gefüllte Scheune im Brand.

Glücklicher Weise hatte Wulfing kurz zuvor mit vielem Widerspruche des Dorfes eine große Wasserspritze gekauft, jeden Dorfsnachbar mit 2 Feuerkübeln versehen und allerley Löschanstalten gemacht. Die ganze Gemeinde mußte sich auf seinen Befehl vor der Linde versammeln, um die Spritze zu probiren; das Volk wurde bis zum nächsten Bach in Reihen gestellt; die erwachsenen reichten einander die vollen Eimer zu; durch die Hand der Kinder giengen die leeren wieder zurück; starke Männer übten sich in der Kunst, das Wasser hoch empor zu schütten; die Schafschwemme wurde so eingerichtet, daß man mit den Feuerkufen auf der einen Seite hinein- auf der andern hinausfahren konnte, wobey sie sich selbst füllten. Bald kommandirte Verwalter Redlich an diesem, bald an jenem Brunnen, und ließ alle nur mögliche Schwenkungen machen; gab zugleich auch Unterricht, wie man sich in diesen oder jenen Fällen verhalten müsse, und vertheilte die Geschäfte so, daß jeder Bürger nun wußte, was er bey einer Feuersbrunst zu thun habe.

Dieß alles hatte die Gemeinde für überflüßiges Spielwerk gehalten, und nur deßwillen gebilliget, weil die Löschprobe den meisten eine gar stattliche Bürgerlust schien. Nun aber lernte man ein-

se-

ſehen, daß dieſe Bürgerluſt nützlicher als Kegelſcheiben, Eyerringeln und alle andere Volksſpiele waren.

Ehe noch die Fremden zu Hilfe kamen, war ſchon das Feuer gedämpft; aber Ludwigs Scheune und Wohnhaus lagen niedergeriſſen und verbrannt.

Nach dieſem traurigen Vorfalle gab Heinrich geſchärften Befehl, daß niemand, wer er auch ſey, bey offenem Lichte mehr dreſchen, riffeln oder brechen durfte. Jeder Scheunenbeſitzer mußte ſich eine blecherne Laterne ſchaffen, in welcher das Licht ſicher ſtand. Strenge wurde darauf geſehen, daß niemand mit offenem Lichte, mit brennenden Pfeifen durch Scheunen und Ställe gieng; das Strafgeboth für die, welche Feuer aus Unachtſamkeit auskommen lieſſen, wurde aufgehoben; mit Stroh durfte nichts mehr gedeckt werden; die Kinder lernten ſchon in der Schule, wie man ſich vor Feuersgefahr zu hüten, oder beym erſten Ausbruch des Unglückes zu verhalten habe, und Redlich überließ die Nachſicht, ob auch der Feuerpolizey nachgelebt würde, nicht ſeinem Amtsdiener allein, wie ſeine meiſten Kollegen thun, ſondern überraſchte ſeine Amtsuntergebenen ſelbſt, hielt ſtrenge über der Beſtrafung, und gab dadurch den Geſetzen Nachdruck und Kraft.

Eilftes Kapitel.

Ein böses Leben, ein böser Tod!

Ludwig war indeß ein armer Mann. Die Strafe für seine verderbliche Stallbehütercy bestand darinn, daß ihm der Gutsherr nicht unter die Arme griff; und Brandversicherungsanstalten waren noch nicht gewöhnlich. Unmöglich aber konnte er aus eigenem Beutel die Baukosten bestreiten. Er gab also die Brandstätte nebst den gebundenen Gütern von der Hand, und zog die walzenden zu einem kleinen Häuschen, das er erkaufte. Hier lebte der habsüchtige Filz, dessen ganzes Herz am Irdischen hieng, in äusserster Unzufriedenheit. Seine losen Streiche kamen ihm von nun an nie aus dem Sinne. Fast immer gieng er tiefsinnig umher, stand des Nachts auf, und lief um den Hof, war immer voll Angst, und gieng fast gar nicht mehr unter die Leute. Zuweilen sprach er allerley, das nicht gut war, und bebte manchmal wie Espenlaub, ohne daß man wußte, warum? Herr Gott! was hast du denn? was ist dir? fragten ihn öfters seine Kinder. Ludwig aber gab nur kurzen Bescheid, und die Kinder, welche er Zeit Lebens nie freundlich behandelt hatte, als nur wenn sie ihm zu losen Streichen halfen, waren am Ende auch wenig um ihn bekümmert.

Im Februar 1722 fuhr er einmal in der Früh ins sogenannte Steigholz, eine Stunde vom Dorfe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Es ſchlägt eilf, es ſchlägt zwölf Uhr Mittags, und Ludwig kömmt nicht zurück. — Gewiß ſitzt der Zapf wieder beym Fiſcherhäusler, und ſauft! ſagen ſeine Kinder zuſamm; denn ſo abſcheulich pflegten ſie von ihrem Vater zu reden. Es war auch ſeine Gewohnheit, wenn er ins Steigholz fuhr, ſich halbe Tage ins Fiſcherhaus zu ſetzen — wo eine Kneippwirthſchaft war.

Als er aber Abends nach dem Gebethläuten noch nicht da iſt, gehen endlich ſeine Kinder aus, um ihn zu ſuchen. Im Fiſcherhauſe will ihn niemand geſehen haben. Sie zünden Laternen an, und laufen im Walde herum. Endlich finden ſie die Ochſen mit dem Wagen ſo verfahren und eingeklemmt, daß ſie weder vor- noch rückwärts können; aber der Vater iſt nicht zu erſchreyen, noch zu finden.

Die Kinder ſetzen am andern Tage in aller Früh ihr Nachſuchen wieder fort. Nach langem Suchen ſehen ſie endlich im Weiher am Fiſcherhauſe ſeinen Hut im Geröhricht ſchwimmen. Ach Herr! riefen ſie, gewiß iſt unſer Vater gar ertrunken! — Und ſo war es auch. — Nach etlichen Stunden gieng der Leichnam in die Höhe. — Der Fiſcherhäusler aber wollte ihn nicht heraus ziehen — Der gehört dem Schinder! ſagte der rohe Bauer; ich will mich nicht unehrlich machen. Dieß ſchreckte auch die übrigen ab, und niemand wollte Hand anlegen, bis Verwalter Redlich dazu kam, ſie wacker auszankte, und mit eigner Hand den Unglücklichen ins Trockne brachte; aber zu ſpät, ihn noch retten zu können.

Man

Man ließ nun sogleich die geschwornen Aerzte rufen, und die gerichtliche Untersuchung wurde vorgenommen. — Da man keine Verletzung oder Gewaltthätigkeit an dem todten Körper wahrnahm: so setzte sich Pfarrer Heilmann, berichtete den Vorfall so schonend, wie möglich, dem Bischof, und fragte wegen der Beerdigung an. — Da die Selbstentleibung so ganz augenscheinlich doch nicht war: so kam vom Bischofe der Befehl, daß Ludwigs entseelter Leichnam in der Stille zu nächtlicher Weile in den Freythof begraben werden sollte. — Und dieß geschah denn auch. Durch zwey fremde Landsknechte wurde Ludwig in einen abgelegenen Winkel des Gottesackers begraben.

Der Auflauf des Volkes bey diesem Trauerfalle war groß im Walde. Gott sey seiner armen Seele gnädig! Kreuz und Herzenleid haben ihn dazu gebracht. Wenn's einem so geht, wie ihm, dann helf Gott dem Verstand! sagten die einen. — Er hat als Böswicht gelebt, und starb auch so, sagten die andern.

Pfarrer Heilmann aber ergriff am nächst darauf folgenden Tage Gelegenheit, dem Volk manche rührende Warnung an's Herz zu legen. — Er predigte über den Text des Evangeliums: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet, und eiferte über die rohen, liebloſen Verdammungsurtheile, die seine Gemeinde über den unglücklichen Ludwig ergehen ließ. — Die meisten Selbstmörder, sagte er, entleiben sich aus Schwermuth — und diese traurige Gefähr-

Sinn folgt meiſt nur auf ein böſes Leben. — Enthaltet euch vor Sünden und Laſter, und ihr werdet ſtets heiter und froh, und zufrieden mit euern Schickſalen ſeyn; denn der, welcher ein gutes Gewiſſen hat, wird auch beym härteſten Schickſal innere Zufriedenheit nicht verlieren.

Endlich bath Pfarrer Heilmann ſeine Gemeinde noch auf das rührendſte, daß ſie in jedem Falle, der ihnen beſonders zu Herzen gieng, und wo ſie ſich nicht zu rathen und zu faſſen wüßten, ihr Zutrauen zu ihm nehmen ſollten. Es iſt des Seelſorgers Schuldigkeit, ſagte er, in all dergleichen Fällen ſeinen Pfarrkindern zu rathen, und ihnen beyzuſtehen. Billig müſſen aber daher dieſe ſich ihrem Pfarrer entdecken, und ſeinem Rath folgen. Ihr Leben, ihre Ruhe, ihre Glückſeligkeit in dieſer und jener Welt ſollen und werden jedem Prieſter heilig ſeyn, der ſeine Gemeinde liebt. Keine Stunde der Nacht wird ihm zu unbequem ſeyn, die er in ihrem Dienſte und zu ihrem Beſten durchwachen kann. Faßt doch auch Zutrauen zu mir, ihr Lieben! und glaubt, daß ich euer innigſter Freund bin; daß ich keinen ſeligern Gedanken kenne, als den, einſt in eurer Mitte vor dem Vater aller Menſchen zu ſtehen, und ſagen zu können: Herr! hier bin ich, und hier ſind auch die, die Du mir gegeben haſt. Laß uns Deine Herrlichkeit ſehen!

Dieſe Zutraulichkeit, zu welcher Heilmann hier ermahnte, genoß er, in der Folge beſonders, ſo uneingeſchränkt, daß er die allgemeine Zuflucht aller

war,

war, die eines Rathgebers oder Vermittlers bedurften. Seine ſchonende Liebe nahm auch die fehlervollſten Menſchen freundlich auf. Niemand, als nur ein ganz Verdorbener, machte daher vor ihm ein Geheimniß aus ſeinen Fehlern; und wenn der Vorfall eine Feindſchaft oder was ähnliches betraf, ſo war man der Wirkſamkeit ſeiner Vermittlung ſchon im voraus gewiß. In ſolchen Fällen aber hörte Heilmann nicht etwa den einen Theil, und verdammte den andern. — Gehet hin! ſagte er, und werdet erſt mit euerm Widerſacher eins, daß ihr mich zum Rathgeber und Vertrauten machen wollt; kommt dann beyde zu mir, oder ruft mich zu euch, und erzählt mir den Streit. Dann erſt kann ich euch rathen, und wenn mir Gott die Freude ſchenkt, vielleicht Friede ſtiften. — Laßt uns zu unſerm Pfarrer gehen! ſagten die Streiter zuſamm. Er ſoll uns beyden ſagen, wo wir gefehlt haben, und ſeinem Rathe werden wir folgen. Heilmann ſuchte dann vor allem den erſten Grund ihrer Zwietracht auf; ließ ſich alles erzählen, und gab jedem Regeln und Rath. Die Streitenden verſöhnten ſich in ſeinem Beyſeyn, und ſegneten den Mann, der ihnen ſo liebvoll und unpartheyiſch zum Frieden half. Heilmann aber, der nicht auf Geſchenk und Gaben zählte, genoß den überſchwenglichen Lohn für ſeine Sorgfalt in dem herzlichen Händedruck und in der Uiberzeugung, Gutes geſtiftet, und ſeine Pflicht erfüllt zu haben.

O Gott! wie muß das Glück erfreuen,
der Retter einer Seele ſeyn!

Moch-

Möchten alle Gemeinden ihrem Seelsorger truglos ihr Herz öffnen, und ihm das süße, schöne Glück, ihre Seelen zu retten, gönnen;

Zwölftes Kapitel.

Ein windiger Hofschranz verschwindet, und ein alter Eisenfresser erscheint dafür.

Moritz von Schleich, auf den wir nun wieder zurück kommen, hatte es indeß auf's höchste gebracht. Im Jahre 1721 wurden die Einkünfte seines Ritterguts zum Besten der Gläubiger eingezogen, und mit genauer Noth erhielt er noch hundert Thaler jährliche Renten. In dieser traurigen Lage verließ ihn seine Schwester, und zog zu einer alten Base auf's Land, wo sie nach durchgesündigter Jugend als alte Bethschwester starb. Ihr Bruder suchte sich indeß durch's Spiel zu helfen; aber das Glück schien ihn auf allen Seiten verlassen zu haben. Der Fürst nahm ihm seiner schlechten Aufführung wegen den Titel und zugleich die wenigen Mittel ab, die die Kammerherrschaft abwarf; sein Ansehen war in allen Gesellschaften gesunken, und die Gläubiger, die er sich erst nach der Sequestration zugezogen hatte, waren so ungestümm, daß er sich genöthiget sah, sein Gut gar zu verkaufen. Ein kaiserlicher Obrist, Julius

von

von Marſchland, der ſeinen Poſten niederlegen, und ſein Leben in Ruhe auf dem Lande beſchlieſſen wollte, both ihm 70000 fl., und verſprach ihm noch über dieß eine Lieutenantsſtelle bey ſeinem Regimente. So wenig Junker Moritz Luſt hatte, ſich auf's Wohlſeyn irgend eines Fürſten todt ſchieſſen zu laſſen: ſo war doch in ſeiner traurigen Lage kein anderer Ausweg. Von dem Kaufſchillinge blieben ihm noch etliche hundert Thaler; mit dieſen zog er nach Böhmen zum Regimente, war auch in ſeinem neuen Stande ein Taugenichts, und ſtarb endlich, als nach Karls des VI. Tod der Krieg ausbrach, vor Furcht und Erwartung der Dinge.

Julius von Marſchland, ein Herr von etlich und ſechzig Jahren, war alſo der neue Nachbar unſers Heinrichs. Letzterer freute ſich ſchon im voraus der neuen Bekanntſchaft; erſterer aber deſto weniger: denn er war, wie weiland Kunz von Traubenheim, ein Erbfeind aller Hofleute. Niemand galt etwas in ſeinen Augen, der nicht das Glück hatte, Soldat zu ſeyn. Feine Sitten waren ihm Heucheley; Gelehrſamkeit ſchien ihm nur Silbenſtecherey, und die ganze Rechtsgelehrſamkeit glaubte er mit Degen und Stock entbehrlich machen zu können. — Wahrheit gieng ihm indeß über alles; dazu war ihm die Gabe verliehen, ſie immer recht eckicht zu ſagen, und nebenbey musquetiermäßig zu fluchen. Seinen Dienſt würde er nimmer verlaſſen haben, aber eine Wunde, die er 1716 bey Peterwardein am linken Fuße bekommen hatte, fieng ſeit ein Paar Jahren

an,

an, ihm äußerst beschwerlich zu werden, so, daß er oft halbe Wochen im Bette zubringen mußte. Jede Wetterveränderung machte ihm Schmerzen an der zerspalteten Knieschеibe. Das Rothlauf, mit dem er behaftet war, zog sich alle drey bis vier Wochen dahin, und überhaupt hatte seine Gesundheit bey dem Türkenkriege gelitten.

Einer seiner Freunde rieth ihm daher, das Rittergut zu Langenhausen zu kaufen, und sich dahin in Ruhe zu setzen. Marschland fand den Vorschlag nicht übel, weil er sich nichts kläglichers denken konnte, als bloß über dicke Thaler zu kommandieren. Diese verwandte er also zur Erkaufung des Ritterguts, und zog im Sommer 1724 sammt einer einzigen Tochter, die ihm seine verstorbene Gemahlinn zurück gelassen, in Langenhausen ein.

Unter den Antrittsbesuchen, die er Ehren halber nun machen mußte, war ihm der Traubenheimer am beschwerlichsten. All mein Lebtage, sagte er, hab' ich das Stadtbedientenvolk geflohen, wie die Pest, und nun führt mich das Unglück gerade zu einem Hofhaasenjunker! ! Voll Ingrimm über die leidige Sitte, Besuche zu machen, die einem nicht anstehen, setzt er sich zu seinem Konstant, (einem Feldwebel, den er aus Böhmen mitgebracht,) in den Wagen, und fährt mit ihm nach Traubenheim zu.

Heinrich, dem Marschland schon als ein rauher Soldat geschildert wurde, empfieng ihn in seiner alltägigen Jägeruniform vor der Thür. Willkom-

kommen, Herr Nachbar! rief er ihm entgegen, und both ihm einen deutſchen Handſchlag. Auch willkommen! willkommen! ſagt Marſchland mit erheitertem Geſichte, und ſchüttelt ihm freundlich die Hand. Glück auf zur Nachbarſchaft! — Heinrich führt ihn ins Zimmer, Gottfried bringt augenblicklich Wein und Stutzengläſer. Auf gute Freundſchaft! Alle Deutſchen ſollen leben! trinkt Heinrich dem Obriſten zu. — Vivat Nachbarſchaft hoch! Ich habe einen balſamirten Hofjunker erwartet, und finde einen veritabeln Soldaten! Aber deſto beſſer ſchmeckt nun ein Glas Wein in nachbarlicher Traulichkeit! ruft der alte Türkenfeind in der Begeiſterung aus, und entſchließt ſich, ſogar alle Hofherren hoch leben zu laſſen. Zuletzt wird er mit Heinrich ſo vertraut, daß er nicht anders mehr zu ihm ſagt, als: Hört Ihr, Nachbar Traubenheim! Heinrich muß verſprechen, ihn bald und oft zu beſuchen, und erſt ganz ſpät wird Konſtant, (der indeß gleißfalls mit Gottfried auf gute Nachbarſchaft trank,) beygerufen, um Anſtalt zur Abreiſe zu machen. Marſchland läßt ſich noch gefallen, aus der Fauſt einen Schinken zum Abſchied verzehren zu helfen. Komm her, Kriegskamerad! mach auch mit, und hau ein! ruft er ſeinem Konſtant zu. Wir ſind in einem deutſchen Hauſe, wo der brave Diener mit ſeinem Herrn eſſen darf. Nicht wahr, Nachbar Traubenheim? Bravo, bravo! ſagt Heinrich. Komm, Gottfried! und laß dir's auch ſchmecken! — Deine Geſundheit, Konſtant! Deine Geſundheit, Gottfried! trinken ſie zuletzt ihren Bedienten

ten zu, und dieſe wieder: Auf's lange Leben und Geſundſeyn unſerer gnädigen Herren! und allen Bedienten in der Welt ſolche Herrſchaften! Marſchland dachte ſich dabey noch einmal ſo lebhaft in den Türkenkrieg zurück, wie da Gemeiner und Offizier auf der mütterlichen Erde zuſammen ſchmausten, daß er im Jubel des Peterwardeiner-Unglückes vergaß, und ſich rüſtig auf ſeinen bleßirten Fuß ſchwang. Er und Nachbar Heinrich umarmten ſich in der Begeiſterung wohl zehnmal, und verſprachen zum Abſchied ewige Freundſchaft bey Himmel und Hölle. —

Blitz Granaden! das iſt dir ein ſeltner Vogel von einem Jagdjunker — ein veritabler Soldat! ſagt Marſchland unter Wegs zu ſeinem Feldwebel, und beyde ſind unerſchöpflich, den Herrn von Traubenheim lobzupreiſen.

Eins aber hätten Sie noch ſehen ſollen, Herr Obriſt! ſagt Konſtant! die Arbeitsſchule im Schloſſe. — Was Teufel iſt das für ein Ding: Arbeitsſchule? fragt dieſer. — Ja, das iſt eine Schule, wo die Kinder gerade ſo arbeiten lernen, wie man in andern Schulen Leſen, Schreiben und den Katechismus lernt, und die Schulmeiſterinn iſt Ihnen — ein Mädel — ſo giebt's in neun Herrenlanden keines! — Und die Kinder, potz Schwadron! die ſpinnen, nähen, ſtricken und klöpfeln, daß es eine Luſt iſt, ihnen zuzuſehen! Ich glaube gar, Purſche! du haſt dich in deinen alten Tagen in die Schulmeiſterinn verplempelt? ſagte der Obriſt. Faſt ſo was, erwiedert Konſtant; aber Gottfried, der mich in die Schule führte, iſt ſchon vorgekommen.

Unter dergleichen Geſprächen kommen ſie wieder in Langenhauſen an. — Ey, wie lange ſind Sie nicht ausgeblieben, lieber Vater! ſagt Fräulein Marianne. Die Nothviſite muß Ihnen doch gut angeſchlagen haben. Gut, meynſt du? ſchreyt der Alte. Vortreflich! vortreflich! Das iſt ein Mann nach Unſerm Fuß! Ein wahrer Gerad durch die Welt! Sechs tauſend Gulden iſt Langenhauſen um der Nachbarſchaft willen mehr werth! Nächſter Tagen kommt er zu uns, und dann ſollſt du ſelbſt ſagen, ob er nicht ein veritabler Soldat iſt.

Marianne, die ſich nach dieſer Schilderung eben nicht das beſte Bild von unſerm Heinrich gemacht hatte, fand alle ihre Erwartung übertroffen, als er nach etlichen Tagen in ihrem väterlichen Hauſe ankam. Und Heinrich vergaß den alten Türkenfeind ganz über ſeiner ſchönen Tochter. Dieſe, ein Fräulein von noch nicht zwanzig Jahren, war unter ihres Vaters Aufſicht, (denn ihre Mutter war ſchon lange todt,) als die kunſtloſeſte Tochter der Natur aufgewachſen. Ihre Schönheit — und noch mehr ihre Leutſeligkeit gegen Jedermann, die unabläßigſte Geſchäftigkeit in Beſorgung der Hauswirthſchaft und die glücklichſte Unwiſſenheit in allen Künſten der Verſtellung machten ſie zu dem liebenswürdigſten Geſchöpfe. Ungezwungen und herzlich grüßte ſie den jungen Freund ihres Vaters — und machte beym erſten Anblick ſchon einen tiefen bleibenden Eindruck auf Heinrichs Herz.

Der Tag gieng unter beſtändigem Geſundheittrinken, und Jubel und Freude hin. — Marſchland fand immer mehr Behagen an ſeinem jungen Nachbar, und Heinrich rüſtete ſich zum Aufbruch. — Beym Abſchiede wollte er ſich auch bey dem Fräulein, das eben nicht zugegen war, beurlauben — aber der alte Soldat hielt das für überflüßigen Zierrath. Laßt die Komplimente, Nachbar Traubenheim! rief er. Wir thun gegen einander wie zu Hauſe! Schenk ein, Konſtant! Alle Komplimente ſollen ſterben!

Wider Dank und Willen mußte Heinrich, dem es ſchon nicht mehr um leere Komplimente zu thun war, mit trinken, und Langenhauſen ohne Abſchied vom Fräulein verlaſſen. Er konnte ſie nicht mehr aus ſeinem Sinne bringen, und da es für ihn nothwendig war, ſich in Bälde zu verehlichen, ſo beſchloß er, Mariannen ſich zur Gattinn zu wählen, und durch dieſe Heurath Traubenheim und Langenhauſen noch näher zu verbinden, als es dieſe zwey glückliche Dörfer durch natürliche Lage ſchon waren.

Unverhoft erhielt er eines Tages eine Zurückberufung an den Hof, an dem er bisher als Jagdjunker geſtanden war. — Der alte Obriſtjägermeiſter war geſtorben, und er an ſeine Stelle ernannt — und kurz und gut entſchließt er ſich nun, auf der Stelle nach Langenhauſen zu reiten, zuerſt Mariannens Geſinnungen für ihn zu erforſchen, und dann, wenn ſie die Seinige werden wollte, bey ihrem Vater um ihre Hand zu bitten.

Glück-

Glücklicher Weise trifft er das Fräulein eben allein — geht mit ihr in den Garten, erzählt ihr die Neuigkeit, daß er Obriſtjägermeiſter geworden, und beginnt nun mit der Schamhaftigkeit eines noch unverdorbenen Jünglings ſeine Liebeswerbung. — Fräulein! ſagte er, ich habe ein Gut — und jetzt ein Amt noch obendrein — ich kann eine Frau nun nähren — wollten Sie nicht die Meinige werden? — Eine Feuerröthe ſtieg nun der tugendhaften Marianne über's Geſicht. — Sie antwortet nicht — leiſe nur drückt ſie Heinrichs Hand — und weint eine Thräne der Liebe. —

In dem Augenblicke kömmt Marſchland, ohne bemerkt zu werden, in den Garten. — Guten Abend! ruft er, guten Abend! — Heinrich und Marianne werden über und über roth, und erſterer kann in ſeiner Verlegenheit nichs anders ſagen, als: Guten Abend, Herr Nachbar!

Marſchland, der ſich die Verlegenheit ſeines ſonſt ſo offnen Nachbarn Trauberheim nicht deuten konnte, und jetzt noch obendrein ſah, daß ſeine Marianne geweint habe — ſtellte ſich arge Dinge vor und gerieth auf einmal in eine fürchterliche Wuth. — O möchten die Eltern unſerer Zeiten ſo beſorgt für die Unſchuld ihrer Töchter ſeyn, wie es Obriſt Marſchland, obgleich Soldat, für die Tugend ſeiner Marianne war — möchten alle Väter in einen ſo ſchönen Zorn gerathen, wenn ſie ihre jungen Töchterchen bey jungen Purſchen ſo heimlich und allein antreffen! !

Herr! rief der alte Obriſt wüthend, Herr! was ſind das für Händel? heißt das wie ein ehrlicher Kavalier handeln? Kurz und gut, wollt Ihr meine Tochter wieder zu Ehren machen, oder nicht? —

Der Verdacht ihres Vaters kränkte Mariannen unbeſchreiblich — ein Strom von recht heiſſen, bittern Thränen ſtürzte aus ihren Augen — aber Heinrich faßte ſich, und voll des edelſten Selbſtgefühls trat er mit männlichem Ernſte zum aufgebrachten Vater hin. — Nachbar Marſchland! ſagte er, Sie tödten uns durch den grauſamſten Verdacht! wir ſind unſchuldig! — So eben erhielt ich eine Anſtellung als Obriſtjägermeiſter am Hofe meines Fürſten; brennend vor Begierde floh ich hieher, zuerſt Ihnen mein Glück zu melden, und dann um die Hand Ihrer vortreflichen Tochter zu bitten — ich fand Ihre Tochter allein — warb um ihre Liebe — und in dem Augenblicke kamen Sie, und überraſchen uns — doch, ich hoffe auch jetzt noch auf Ihren väterlichen Segen!

Marſchland, über den Heinrichs Redlichkeit ſchon geſiegt hatte — ſagte drohend mit dem Finger: — Nachbar! Nachbar! iſt es nicht Kriegsliſt?

Heinrich. Bey Gott nicht!

Marſchland. Auf Ritterehre?

Heinrich. (ihm die Hand biethend) Auf Ritter- und Männerehre!

Marſch-

Marſchland. (ſich eine Minute beſinnend) Nun Topp, es gilt! (ihm die Tochter entgegen ſchiebend) Da haſt du ſie in Gottes Namen — unſere Güter liegen ohnehin gattlich beyſammen; aber den Eheſtand will ich ſehen, den man mit Heulen ſchon anfängt.

Dreyzehntes Kapitel.

Juchhe eine Hochheit! Und noch dazu die des gnädigen Herrn!

Ich übergehe jetzt Konſtants und Gottfrieds Freudenſprünge, den Jubel in Traubenheim und die gleiche ungetheilte Freude aller Einwohner, die ihren wahrhaft gnädigen Herrn ſo vom Herzen liebten. Obriſt von Marſchland gab ſich vollkommen zufrieden, und trank mehr auf die Geſundheit ſeines Schwiegerſohns, als ihm ſelbſt gut war. Das groſſe Hochzeitsbanket, das er Anfangs im Sinne hatte, unterblieb, weil Heinrich, wie der Obriſte ſich ausdrückte, nur a la Campagne getraut ſeyn wollte. Niemand war dabey zugegen, als die Dienerſchaft von Langenhauſen und Traubenheim. Pfarrer Schorr genoß die Ehre, das Brautpaar einzuſegnen, nicht wie es heut zu Tage bey adelichen und vornehmen Leuten geſchieht, im Tafelzimmer — ſondern

dern in der Kirche. Der gottesfürchtige Heinrich, dem der Glaube seiner Väter noch heilig war, und die fromme Marianne traten wie gemeine Leute vor den Altar hin, empfiengen mit wahrer Andacht die priesterliche Einsegnung, und alle Einwohner Langenhausens erbauten sich darüber. — Der Schulmeister aber verherrlichte diesen Tag durch eine Musik, zu der er selbst die Verse gemacht hatte. Ein Haufen Kinder schrie ihm so gräßlich in die Wette, daß der alte Obrist mehr als einmal versicherte, nur beym Angriffe der Türken etwas ähnliches gehört zu haben. Lieberich machte die Anmerkung, daß Schlaghart ohne Zweifel aus dem Tone würde gekommen seyn, wenn er die Vorsicht nicht gebraucht hätte, gar nicht hinein zu kommen. Als aber der musikalische Wundermann ein Solo sang, in welchem er die Empfindungen des Herrn Bräutigams auszudrücken suchte, verzog sich Aller Mund zum Lachen. Obrist von Marschland nahm von dem zärtlichen Solo Gelegenheit, über Tisch den armen Schulmeister unbarmherzig zu schrauben; dieser aber hatte gleichwohl die Dreistigkeit, sein Machwerk dem hohen Brautpaar in geschnörkelter Fraktursschrift als Hochzeitgeschenk zu überreichen. Zu Ehren des Fräuleins waren Worte, die sie angiengen, allzeit mit rother Dinte geschrieben, und das ganze Titelblatt mit brennenden Herzchen bemalt.

Schlaghart, dem die unverdiente Ehre widerfuhr, mit an der Tafel zu sitzen, war indeß mit seinem musikalischen Meisterstück vollkommen zufrieden;

aber

aber ein anderer Umſtand verdarb ihm den Appetit. Wulfings Anblick rief ihm nämlich die Jud Schomelſchen Händel ſo lebhaft ins Gedächtniß, daß er ſchon vor dem Eſſen immer von einer Ecke in die andere ſchlich, um nicht mit ihm zur Sprache zu kommen, und über dem Eſſen weder zu ſprechen, noch ſeine ſilberne Doſe zu präſentiren getraute, aus Furcht, Herrn Wulfing an ſein Daſeyn zu erinnern. Dieſer ſchien ſich aber ohne dieß um Herrn Schlaghart gar nicht zu bekümmern. Nur Redlich konnte ſeine Schraubereyen nicht laſſen, und ſprach einmal um's anderemal von höflichen Salutationen, vom Jud Schomel und ähnlichen Dingen, derer Erwähnung unſerm Herrn Schlaghart durch alle Glieder fuhr.

Nicht weniger als Schlaghart war auch ſein Herr Pfarrer in Verlegenheit; auch er konnte ſich der neuen Verbindung zwiſchen Langenhauſen und Traubenheim nicht freuen — und verſah ſich vom Wulfing und Redlich nicht viel Gutes — aber ſeine Furcht war vergebens; — ja dieſe beyde edeln Menſchenfreunde unterſtützten ſogar, von niederer Rachſucht weit entfernt, das Geſuch des Schulmeiſters um eine jährliche Zulage, weil er ſich Alters wegen genöthiget ſah, ſich einen Schulhalter zu nehmen. — Auf ihr Zureden entſchloß ſich endlich Obriſt von Marſchland, ihm eine Zulage von 50 fl. unter der Bedingniß zu verwilligen, daß er nun einen von der Herrſchaft vorgeſchlagenen Schulhalter annehmen müßte. Mit dieſem lebte er in Hader und Streit, bis ihm endlich nach drey Jahren der Tod

Stillschweigen auferlegte, nachdem er hundertmal die Gewährung seiner Bitte beseufzt, und den alten Obrist überlaufen hatte.

Doch, wir kehren wieder zur stattlichen Tafel im herrschaftlichen Schloße zurück. Obrist von Marschland war unerschöpflich in Erfindung neuer Gesundheiten, deren jede aus etlichen Pällern im Schloßgarten angeschossen werden mußte. Mit innigem Wohlbehagen hatte er sich eben über dem Geplatz in allen Belagerungen und Schlachten seines Soldatenlebens zurück geträumt, als unerwartet ein polnischer Dudelsack und etliche Schalmeyen im Schloßhofe ertönten; alles flog an die Fenster. Eine Schaar junger Leute von Langenhausen und Traubenheim zog eben im festlichsten Aufputz herein. Ein Traubenheimer-Bursche, weiß gekleidet und mit grünen Bändern bestrickt, führte hinter der Musik eine mit vergoldeten Hörnern und einem Kranze von Bux und Flittergold gezierte Kalbe daher. Hinter ihm in eben dieser Tracht ein Laugenhauser-Bursche, zwey Mutterschafe, deren Wolle mit Kränzchen und Maschen besteckt war. Diesem folgte ein Zug junger Leute aus beyden Dorfschaften, alle wie Hochzeiter und Bräute geschmückt, und endlich beschlossen zwey weiß geschürzte Knaben als Mundschenken den Zug.

Nach dreymaligem Umzuge traten ein Paar Jungen mit gefüllten Gläsern gegen das Schloß. Auf's Langleben und Gesundseyn des gnädigen Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut! riefen sie aus,

und

und beugten ſich rücklings, auf gut fränkiſch die vollen Gläſer zu leeren. — Gebt Feuer! gebt Feuer! ſchrie der alte Obriſt in den Garten hinaus; die beyden Trinker aber erbathen es ſich zur Ehre, die Kalbe nebſt den zwey Mutterſchafen als kleine Hochzeitgeſchenke in den herrſchaftlichen Stall führen zu dürfen. — Heinrich von Traubenheim theilte Geld unter ſie aus, und Marſchland ließ ſie zu ihrem Tanze, den ſie nun um die Linden des Schloßes begannen, ſtattlich bewirthen.

Wenige Tage darnach ward in Beyſeyn der Herrſchaften auf beyden Markungen Treibjagd gehalten. Die Bauern hatten den gröbſten Roſt von ihren Flinten gefegt, und ſich auch unter die Schützen gemengt. Unter dieſen war auch der ehemalige Schultheiß Block. Nachdem abgefeuert war, trollte er gutes Muths hinter dem Jäger Birſchmann von Traubenheim her, und hielt dieſem die Mündung ſeines Gewehres gerade auf den Rücken. Unverhoft ſprang ihm das Schloß aus der Ruhe, und Knall und Fall ſtürzte der alte Birſchmann ohne Rettung zu Boden. Lautes Geſchrey erfüllte die Luft; Block aber konnte vor Schauder weder vor- noch rückwärts. Deſto gelenker war der alte Obriſt. Von ſeinem ſoldatiſchen Feuer ergriffen, riß er flugs dem erſchoſſenen Jäger die Jagdpeitſche vom Rücken, und hieb unbarmherzig über den Block her; dieſer aber fühlte vor Entſetzen die Schläge kaum, und glaubte, für die ſchreckliche That ſeiner Flinte wenigſtens gehangen zu werden, bis ſich Heinrich von Trau-

benheim ſeiner erbarmte. Jetzt erſt heulte er, und rang die Hände gegen Himmel. Niemand aber war außer ihm bekümmerter als Heinrich. Das iſt zum Theil unſere Schuld, ſagte er zum Obriſten; warum laſſen wir jeden Dumrian mit der Flinte zur Jagd?

Von der Zeit an mußte jeder Schütze gleich Anfangs ſein Gewehr dem Revierjäger zur Unterſuchung vorzeigen. War ein Fehler daran, ſo durfte die Flinte nicht mit zur Jagd. Auf dem Marſche mußte jeder Schütz das Gewehr ſo auf den Rücken hängen, daß die Mündung gerade in die Luft gieng, und bey der Jagd ſelbſt wurde über die Unwiſſenden und Unvorſichtigen ſtrenge Aufſicht gehalten. Das Geſchehene aber war durch alle Vorſicht nicht mehr zu ändern; und auch hier wurde das Sprüchwort wahr: Wenn die Kuh aus dem Stall iſt, macht man die Thür zu. Gottfried erhielt die Stelle des alten Birſchmanns; heurathete Lieberichs Nicke, und lehrte nun die jungen Leute des Dorfes mit gedoppeltem Eifer die Baumzucht. Gleichen Eifer bewies ſein Weib in der Arbeitsſchule, bezog dafür auch ferner die geſetzte Beſoldung, und konnte der Schule, weil ſie nur ein einziges Kind, einen Sohn, bekam, den wir in der Folge werden kennen lernen, auch faſt ununterbrochen vorſtehen.

Vierzehntes Kapitel.

O weh, eine Leiche! Ach, sie haben einen guten Mann begraben!

Gegen die Mitte des Novembers verließ Heinrich mit seiner Gemahlinn den fränkischen Boden von heißen Abschiedsthränen seiner Unterthanen begleitet. Mit schwerem Herzen sagten ihm besonders die beyden Beamten nebst dem Pfarrer das Lebewohl. Indeß war doch seine Gegenwart nicht mehr so unentbehrlich, als im Anfange der neuen Dorfseinrichtung, welche in seiner Abwesenheit gewiß nicht so schnell, oder gar nicht zu Stande gekommen seyn würde; denn das Volk, wenn es gut regiert werden soll, will in der Nähe regiert seyn.

Heinrich erkannte dieß wohl, und gab daher seinen Beamten in vollem Vertrauen auf ihre Redlichkeit und Einsicht unumschränkte Gewalt, in allen Fällen, wo das Umfragen irre führen könnte, zu thun, was ihnen gut dünkte. Durch dieses Zutrauen aufgemuntert, suchten aber auch diese die Erwartung ihres Herrn nicht nur zu erfüllen, sondern, wo möglich, zu übertreffen.

Redlich, der kluge, fleißige, bescheidene Mann, war unabläßig bemüht, seinem Pathen das Amt zu erleichtern; aber nicht aus den Händen zu reissen. Was Wulfing vorschlug, das gerieth unter Redlichs Aufsicht, und den Ruhm davon überließ er immer

mer dem menschenfreundlichen Alten. Nichts that er ohne dessen Vorwissen und Billigung, und wenn sie verschiedener Meynung waren: so zog er sich immer bescheiden zurück. Sie stritten beyde so wenig um Alleinherrschaft und Vorrecht, daß sie vielmehr oft über ihre gegenseitige zu große Bescheidenheit in freundschaftlichen Wortwechsel geriethen. Die Wirthschaft überließ Redlich ganz allein seinem Pathen, und fügte sich dabey so zufrieden in alles, daß Wulfing nicht genug Worte finden konnte, seinen Konrad zu preisen.

Indeß rückte Wulfing immer tiefer ins Alter, und fand allmählig die Wirthschaft beschwerlich. Er wünschte eine junge Hausmutter um sich zu sehen; übergab daher seinem Pathen den größten Theil der Besoldung, und wünschte nun ein ruhiger Kostgänger an dessen Tisch zu werden. Redlich entschloß sich also, die Schwägerinn seines Streitberger-Wohlthäters, Namens Helene, die er als ein Mädchen von 16 Jahren kennen gelernt hatte, zur Gattinn zu wählen, und wurde mit ihr im Frühlinge 1727 kopulirt.

Wulfing lebte bey seiner jungen Hausmutter, die er nur seine Tochter hieß, neu auf. Bin ich nicht ein Schooßkind des Glückes, ich alter Junggeselle! sagte er mehr als einmal. Hab' ich doch ein Paar Kinder ohne Müh, die mich mehr lieben als einen Vater!

Nur kurze Zeit aber sollte Wulfing diese Freude genieſſen. Gegen den Frühling des folgenden

Jah-

Jahres kam er zusehends je mehr und mehr von Kräften. Seine Geistesheiterkeit verließ ihn zwar nie ganz; aber der Körper nahm täglich mehr ab. In der Mitte des Sommers war er schon so sehr entkräftet, daß er nicht mehr allein über das Zimmer gehen konnte. Helene pflegte seiner wie die dankbarste Tochter; alle Arzneyen bekam er aus ihrer Hand; auf ihre Schulter mußte er sich stützen, und an ihrem Arm sich heben.

Eines Abends, als eben Helene, wie gewöhnlich, mit ihrer Arbeit an seinem Bette saß, ihm die Zeit zu verkürzen, kam Peter, Rulli's jüngster Sohn, herein, dem Herrn Verwalter zu melden, daß sein Vater unten im Tennen sey, sich aber nicht getraue, unangemeldet herauf zu kommen, weil er fürchte, durch seinen Anblick, (er hatte die Wassersucht,) die junge Frau zu erschrecken. — Was? — fragt Wulfing, dein Vater! Besucht ein Sterbender den andern? Ist er nicht geschwollen bis an die Brust? — Freylich, sagt Peter; aber er laßt uns keine Ruh, und will mit Gewalt seinen Herrn Wulfing noch einmal sehen. Mit saurer Müh brachte ihn hierauf Peter herein. Die Füsse waren dem alten Vater in warme Tücher gewickelt, und der Leib spannte vor Wasser. Mit der einen Hand hielt er sich an seinen Sohn, und mit der andern stützte er sich am Stabe. Ach, ich kann nicht sterben! sagte er, bis ich ihn noch einmal gesehen habe, lieber Herr Wulfing! Setzt euch, Meister Rulli! hier neben mir auf den Lehnstuhl, sagt Wulfing, und bezeugt

zeugt seinen Dank für den Besuch. Sind wir nicht ein Paar arme Menschen! ! Ja wohl, ja wohl! arme Menschen! ! erwiedert Rulli. Das Wasser schmerzt mich Anfangs recht. Ich warte sehnlich auf's Ende. Dreymal bin ich schon angezapft, und in sechs bis acht Tagen ist der Leib allezeit wieder voll. Doch, das wollt' ich gerne leiden, müßt ich nur nicht denken, daß es meiner Jugend Sünden Schuld ist! Das unordentliche Leben, als ich noch Spielmann war, und besonders das viele Trinken. — O, das viele Trinken muß ich hart büssen; Immer hielt ich's für blauen Dunst, wenn uns der selige Herr Pfarrer vorstellte, wie's mit den Säufern am Ende geht. — Jetzt erfahre ich zu spät, daß er wahr gesagt hat. Aber meinem Peter hab' ich mich schon oft zum Beyspiel vorgestellt. Ich würde fast verzweifeln im Elende, wenn mich nicht das noch ein wenig tröstete, daß ich doch einige Jahre vor dem Unglück schon mein Leben geändert, und die Sünden meiner Jugend bereuet habe; und so, hoffe ich, wird mein Gott mir im Sterben und beym Gerichte gnädig seyn. Aber bey alle dem ist es doch ein ander Ding, wenn man so, wie er, lieber Herr Wulfing! da liegt, und vor Alter vermattet; wenn man sich nichts vorzuwerfen hat, und sagen darf: Das hat Gott gethan!

Eben kam Redlich aus der Schreibstube. Mit Erstaunen sah er den unglücklichen Rulli, der die von der Wassersucht glänzende Hand gegen ihn ausstreckte. Er und Wulfing trösten ihn gemeinschaftlich;

wer-

werden aber bald von Peter Rulli unterbrochen, der indeß fortgegangen war, und jetzt mit der Harfe ſeines Vaters zurückkam. Liebſter Herr Redlich! ſagte der Alte, indem er die Harfe dem jungen Herrn Verwalter hingab; hier iſt die Harfe ſeines frommen Herrn Vetters wieder. Ich gebe ſie ihm zum Erbſtücke. Dieſer Harfe und dem Franz Wenner verdank' ich's nächſt Gott, daß ich ſo ziemlich getroſt ſterben kann. Ich habe meine Bußthränen auf dieſe Harfe geweint. Behalt er ſie zum Andenken ſeines guten, frommen Herrn Vetters, und denk' er, wenn ich todt bin, auch manchmal an mich nur mit etlichen Vater unſern! — Mit gerührtem Danke und mit Wehmuth nahm Redlich die Harfe. Rulli lebte noch einmal neu auf, und freute ſich, mit Wulfing bald in die Geſellſchaft ihres lieben Pfarrers, des frommen Ehrlichs, zu kommen, der ihnen ſchon längſt zu den Freuden einer beſſern Welt vorangegangen war.

Vierzehn Tage nach dieſem Beſuch ſtarb er. Da zu dieſer Zeit, wie ich ſchon einmal erinnerte, auch bey den Katholiſchen die Leichenpredigten üblich waren, ſo predigte Pfarrer Heilmann über den Text: Es wird große Freude ſeyn vor den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, und erzählte zum Eingang dieſe Geſchichte. Mit inniger Rührung ſaß die Gemeinde vor ihm, und der Eindruck blieb Jahre lang unerlöſcht, den Rulli's Leben und Ende und ſeine Leichenpredigt gemacht hatte.

Nach etlichen Wochen ſtarb auch Wulfing mit der Heiterkeit eines Chriſten; hinterließ ſeinen getreuen Kindern, Redlich und ſeiner Gattinn, (was manche wenig achten,) tauſend Segenswünſche zum Vermächtniſſe, und wurde, ſeinem Willen gemäß, ohne Prunk und Aufwand, ſo wie ein ſchlichter Landmann, begraben; aber alle Einwohner Traubenheims ſtanden auf dem Gottesacker, und weinten dem guten, redlichen Beamten ihren herzlichen Dank ins Grab nach. Jetzt erſt gieng's ihnen recht zu Herzen, wie gut er's mit ihnen meynte. Lange vor ſeinem Ende hatte Wulfing ſeinen Lebenslauf ſelbſt aufgeſetzt und niedergeſchrieben, und öfters bath er den Herrn Pfarrer, daß er ſelben nach der Begräbniß ableſen möchte. Das ganze Volk ſchluchzte laut auf bey Vorleſung deſſelben; denn es war allen, als hörten ſie zu guter Letzt noch die Stimme des redlichen Greiſes.

Noch im Herbſte dieſes Jahres (1728) ließ Redlich, welcher Wulfings Stiefſchweſter bis an ihr Ende bey ſich behielt, an der einen Mauer des Gottesacker zum Gedächtniß ſeines Pathen ein langes Dach bauen, unter welchem man bey übler Witterung trocken ſteht. Ein Mann, der, ſo lang er gelebt, immer nützte, muß auch ein nützliches Grabmahl bekommen, ſprach er, ſetzte aber auch unter das Dach einen Leichenſtein, der noch heute ganz unverſehrt daſteht, mit der Aufſchrift:

Gemeinschaftliches Grabmahl

Christian Anton Ehrlich's,

gewesenen Pfarrers zu Traubenheim

Hochwürden,

gebohren 1669, zum Priester geweihet 1692, und gestorben 1716 — alt 47 Jahre.

und

Konrad August Wulfings,

gewesenen Beamtens in Traubenheim,

gebohren 1651, und gestorben 1728, alt 79 Jahre.

R. I. P.

†.

Zwey Freunde ruhen hier, ein Lehrer und ein Richter;
Ein Volk, durch sie beglückt, senkt sie mit Thränen ein.
Kein Grabmaal preise sie, und kein gedung'ner Dichter;
Bescheiden, wie ihr Herz, sey auch ihr Leichenstein.

Geh hin, beglücktes Volk! deß Führer Eintracht ehrten,
Erfülle, was sie dich durch Wort und Beyspiel lehrten!

Vergiß die Ehrenmänner nie,
Und bethe dankend auch für sie!

D. M. S.
Conrad August Redlich.

Fünfzehntes Kapitel.

Selten iſt ein Schaden, denn es iſt ein Nutzen dabey.

Bald nach Wulfings beweintem Ende riß eine Kopfkrankheit in Traubenheim ein, die in der Gegend verſchriener war als die Peſt, und gegen dreyßig Menſchen wegraffte, unter welchen der ehemalig reiche Hans bey weitem der entbehrlichſte war. Des Bettelſtabes zu gewohnt und zu alt für ſchwere Arbeiten, mußte er gröſtentheils durch Almoſen erhalten, und zuletzt auf Koſten der Gemeinde beerdiget werden.

Den empfindlichſten Verluſt erlitt das Dorf an zwey Männern, deren Namen ſchon mehrmals in der Geſchichte des Dörfleins vorgekommen ſind: Niklas Wenner, der Redliche, ſank unter dieſen zuerſt in das Grab, noch vor ihm auch ſein Weib durch die nämliche Krankheit. Bald nach dieſen beyden ſtarb ihr vertrauteſter Freund Romel. Es iſt ein ſehr übler Gebrauch, daß die Leute faſt überall nach den Verwandtſchaften oder nach der Willkühr der Hinterlaſſenen begraben werden müſſen. Da geſchieht's denn öfters, wo die Freythöfe enge und klein ſind, daß Gräber zu früh geöffnet, und halbvermoderte Uiberreſte der Leichname ausgegraben werden. Dieß verurſacht böſe Luft, und iſt offenbar der Geſundheit der Dorfeinwohner ſehr ſchädlich. — In Traubenheim, wo ſchädliche Luft mit ſo raſtloſer

Thätigkeit zum Beſten des Landmannes ausgerottet wurden — konnte ſich auch dieſer Mißgebrauch nicht mehr halten, und die Todten wurden der Reihe nach begraben; da traf ſich's nun, daß zufälliger Weiſe gerade Niklas und Romel neben einander zu liegen kamen. Ihre Freundſchaft war auch auf die Kinder geerbt. Franz Wenner, Nikla's älteſter Sohn, der den väterlichen Hof bekam, heurathete die jüngſte hinterlaſſene Tochter des Wirths, und Martin Romel, der als Kind dem Schullehrer Lieberich den erſten Gedanken eingab, ſich um den Dienſt zu melden, hatte ſchon ſeit einigen Jahren Franzens Schweſter zum Weibe, und führte mit ihr auf ſeinem väterlichen Hauſe die Wirthſchaft. Beyde Päärchen, an Fleiß, Ordnung und Tugend ſich gleich, lebten in den glücklichſten Ehen, und ſetzten einen Stein zwiſchen die benachbarten Gräber. Der Stein iſt eine viereckichte Säule mit ſchön gehauenen Geſimſen und oben auf ein eiſernes, vergoldetes Kreuz mit Blumen umſchlungen. Auf der linken Seite ſteht Romels Name, Alter und Sterbejahr; auf der rechten eben das vom Niklas Wenner; auf der Hinterſeite die Namen ihrer Eheweiber, und auf der Vorderſeite der Spruch: Drey ſchöne Dinge ſind, die beyden, Gott und den Menſchen, gefallen: Wenn Brüder eins ſind: Wenn Nachbarn ſich lieb haben, und Mann und Weib ſich wohl mit einander begehen. — Als im Jahre 1772 alle Grabſteine, weil ſie den Platz verſperrten, von den Gräbern weggeſchafft, und an die Mauer geſtellt wurden, ließ der Herr Pfarrer

dieß Grabmaal allein auf dem Platze zum Andenken an zwey redliche Bürger und Freunde, und zum Beyspiel für alle Nachbarn des Dorfes.

Durch die Noth, in welcher ſich Traubenheim während der obgedachten ſchrecklichen Kopfſeuche befand, lernte man einſehen, welch ein Unglück es iſt, keinen geſchickten Arzt in der Nähe zu haben. Zwar lief ein elender Bartſcheerer aus der Nachbarſchaft tagtäglich im Dorfe herum, und Schmiede und Fallmeiſter quackſalberten in die Wette, alle ſchienen ſich aber verſchworen zu haben, alles dem Todtengräber in die Hände zu liefern. Lange hatte Heilmann bey jedem Krankenbeſuche vor den Stümpern gewarnet, und vergebens beſſere Mittel vorgeſchlagen; endlich aber, als das Uibel zu ſehr über Hand nahm, lieſſen er und Redlich, der Beamte, auf eigene Koſten einen gelehrten Arzt aus Würzburg rufen. Dieſer ſchlug die Hände zuſamm, als er in die Hauptlazarethe gieng, und erfuhr, wie die Pfuſcher gewirthſchaftet hatten.

Seyd ihr denn alle närriſch? ſagte er. Wo laßt ihr denn eure Kleider flicken und ausbeſſern, wenn etwas daran fehlt?

Je, das thun wir bey kleinen Sachen ſelber.

Wenn's nun aber etwas Hauptſächliches zu beſſern giebt?

Dann tragen wir's zum Schneider.

Warum denn nicht zum Schmid oder Fallmeiſter?

Wer ſoll es zu denen tragen? Die verſtehen ja von der Schneiderey nichts!

Aber

Aber die Heilkunſt verſtehen ſie? fuhr hier der Doktor fort. Meynt ihr denn, es läßt ſich ein Fehler im oder am Leibe leichter ausbeſſern als einer am Kleide? Oder iſt etwa der Leib nicht mehr werth als die Kleidung? Seyd ihr nicht Narren, für den Rock beſſer zu ſorgen, als für den Leib und für eure Geſundheit? — Er verſchrieb nun beſſere Mittel, und ſagte den Leuten, wie ſie ſich halten ſollten. Dem Pfuſcher vom Dorfbarbier aber las er den Text über ſeine Dummheit, belehrte ihn, was er künftig in der Seuche thun ſollte, und ſo wurde mit Gotteshilfe dem Jammer endlich geſteuert.

Redlich aber ſann nun ernſtlich darauf, einen geſchickten Arzt ins Dorf zu bringen. Glücklicher Weiſe war eben Ferdinand Lieberich, des Schullehrers Sohn, als Wundarzt aus der Fremde gekommen. Er hatte einen ſtattlichen Haarzopf mitgebracht, und dünkte ſich, weil er unter ſeines Gleichen immer einer der Geſcheideſten war, gewaltig klug, ohne das Sprüchwort zu beherzigen:

In einem Kreiſe blinder Gäſte
Iſt der mit Einem Aug' der Beſte.

Redlich bedachte dieß beſſer, und überredete ſeinen Vater, ihn noch zwey Jahre nach Würzburg zu thun. Hier wurde der junge Lieberich wirklich ein geſchickter Arzt, legte ſich unter andern auch auf die Entbindungskunſt, und bekam endlich den Sporn, gar Doktor zu werden. Vater Lieberich aber meynte, daß ein geſchickter Dorfsbader unter Bauersleuten

mehr Gutes ſtiften könne, als der geſchickteſte Doktor. Ferdinand Lieberich mußte demnach von Würzburg unbedoktort zurück, und das Haus übernehmen, das ſein Vater zur Badſtube gekauft; der gnädige Herr aber von allen Abgaben und Gemeindedienſten frey gemacht hatte.

Redlich, der Beamte, bedauerte nur, daß keine Beſoldung vorhanden wäre, durch welche der Dorfsarzt in den Stand geſetzt würde, arme Leute unentgeldlich zu kurtren, und dadurch dem Gewerbe der Pfuſcher deſto ſchneller Einhalt zu thun, und ein Ende zu machen.

Ferdinand Lieberich aber glaubte, daß das zur Ausmerzung der Pfuſcher ſo gar viel nicht beytragen würde. Die Koſten, ſagte er, ſind's wahrlich nicht allein, die das Volk ſcheut. Der Fallmeiſter läßt ſich oft beſſer bezahlen als der Doktor, und ſeine Plimplamſchoribus verſchenkt er ſo wenig als der Apotheker. Nur deßwillen hat der Quackſalber ſo viel Zulauf, weil man ohne Komplimente mit ihm ſprechen darf, und weil er aus dem Urine ſieht, ob der Patient ein Schmied oder Schneider, ob er ſechs oder zehn Staffeln herabgefallen, ob er noch Junggeſelle oder verheurathet iſt, u. ſ. w. überhaupt, weil er ſo thut, als ſteck' er ſeinem Patienten mit Haut und Haar im Leibe. Das müßte aber ſchlimm ſeyn, wenn ich den einfältigen Leuten nicht eben ſo gut die Naſe drehen könnte, als der Schackenberger.

Verwalter Redlich. (erſtaunt) Und das will er?

Fer-

Ferdinand Lieberich. Freylich wohl, gestrenger Herr! Klempern gehört zum Handwerk. Wer nichts klempert, bekömmt nichts zu klopfen.

Redlich. Indeß aber klempert er uns die Leute gar zu Narren.

Ferdinand L. Gerade das Gegentheil, Herr Verwalter! Niemand könnte die Kalendernarren geschwinder kuriren, als der Kalenderfabrikant selbst, wenn er ihnen nämlich aufrichtig gestünde, daß er sie mit seinen Prophezeihungen, Schneppern, Ludeln, Pillen, Scheeren und Holzäxten zum Besten gehalten hat; und so werd' ich es machen, so bald ich der Narrenjacke nicht mehr bedarf. Nur eins will ich bitten! Stellen Sie mich der Gemeinde förmlich als ihren Arzt vor. Sie kennen den Eindruck, den eine Feyerlichkeit von der Art auf das Volk macht.

Mit Freuden erfüllte Verwalter Redlich diese Bitte. Er versammelte die Gemeinde von Traubenheim und einige Ortsvorsteher von Langenhausen, und hielt eine Rede an Sie, in welcher er ihnen das Elend des Dorfes bey der letzten Seuche, die damaligen schrecklichen Pfuschereyen der Quacksalber und die schleunige Rettung durch den herbeygerufenen Arzt, den hohen Werth eines solchen Mannes und die heiligsten Pflichten desselben lebhaft vorstellte. Und einen so geschickten, ehrwürdigen Mann, fuhr er fort, stelle ich hier in der Person des jungen Herrn Lieberichs vor eure Augen. Er faßte ihn hierauf bey der Hand, umarmte ihn vor der Ver-

ſammlung, und ermunterte ihn zur treueſten Erfüllung ſeiner Pflichten, dann nahm er ihm das Handgelübd ab, und machte zugleich bekannt, daß Lieberich ſich freywillig erbothen habe, Gebährenden als Geburtshelfer gegen die allerbilligſte Vergeltung beyzuſtehen, zugleich aber auch die Wehmütter beyder Ortſchaften unentgeldlich zu unterrichten.

Die ganze Verſammlung war bey dieſem Auftritte gerührt, und Lieberich gewann dadurch außerordentlich viel in ihren Augen. Unter ſo günſtigen Umſtänden trat er ſein Amt an. Durch Urinſchauen und Plaudern gewann er bald das Zutrauen der Einfältigen, und durch vernünftige Vorſtellung den Beyfall der Klügern. Sorgfältig hütete er ſich, es merken zu laſſen, wenn er aus dieſer oder jener Krankheit nicht klug werden konnte; gab er Arzneyen, ſo ſagte er alle Wirkungen derſelben voraus; das hielt man für eine Art Weißagung. War die Krankheit gefährlich: ſo machte er wenig Hoffnung; deſto gröſſer aber war ſein Ruhm, wenn der Kranke genas. In keinem Falle aber ließ er jedoch den Leidenden ſelbſt von der großen Gefahr unterrichten, und ermahnte die Wärter und Wärterinnen, die Kranken ja nicht mit lauter Todesgedanken zu ängſtigen.

Sein treueſter Beyſtand war Herr Pfarrer Heilmann. Bey Krankenbeſuchen fragte dieſer fleißig nach: Wer und was gebraucht wurde, und wie die Leute die Vorſchriften des Arztes befolgten. Wenn die Arzneyen nicht augenblicklich wirkten, ſo rieth er ernſtlich, nur damit anzuhalten, und wenn eine Kur fehl ſchlug: ſo entſchuldigte er den Arzt.

Nebstdem hatte er die Gewohnheit, so oft eine Seuche ausbrach, seine Gemeinde in den öffentlichen Kinderlehren von der Beschaffenheit des Uibels zu unterrichten und zu sagen, wie man der Krankheit vorbauen, nnd sich während derselben verhalten müsse. Vorzüglich aber ermahnte er sie, gleich im ersten Anfange der Krankheit den Arzt zu rufen. Es ist mit dem menschlichen Körper wie mit einem Gebäude, pflegte er zu sagen, wer kleine Schaden daran bessert, hat keine grosse zu fürchten; wer aber den Bau erst halb einstürzen läßt, sucht die Zimmerleute und Maurer zu spät. —

Nächstdem hielt Verwalter Redlich ein wachsames Aug auf die herumstreichenden Pfuscher. Kein Marktschreyer oder Waldhans durfte seine Hanswurstsapotheke auf vier Fässer aufschlagen, die Würmer zur Schau aushängen, die er angeblich Fürsten und Königen aus dem Leibe getrieben hatte, und seine Pülverlein, Plimplamschoribus an die leichtglaubigen Umständer verkaufen.

Ein einziger Quacksalber mit seinem närrischen Peter, pflegte er zu sagen, macht in Einer Stunde dem Doktor, dem Amtmann, dem Pfarrer und Schullehrer zu schaffen, und alle vier können oft nicht wieder gut machen, was er durch Pillen, Pulver und Possen verdorben hat.

Nicht lange nach Lieberichs Aufnahme hatte sich wieder so ein Wurmschneider gemeldet. Redlich, der Beamte, schlug ihm aber seine Bitte rund ab, so viel auch der Prahler auf seinem Kunst- und Wunderzet-

kel verſprochen hatte. Die Bauern, die ſich zum Theil auf den Hanswurſt gefreut hatten, waren gar ſehr ungehalten darüber, und glaubten, daß dieß eine Anſtellung von ihrem neuen Wundarzte ſey. Der Waldhans zog indeß nach Scheckenau. Hier ſchnitt er einem alten Weibe den Kropf, daß ſie darüber den Geiſt aufgab. Einem halbblinden Manne ſtach er die Augen gar aus, und ſchmierte und purgirte ſo fleißig im Dorfe, daß Lieberich, der ſechs Wochen in Scheckenau nachzukuriren hatte, heilig verſicherte: eine Hauptſeuche hätte nicht einträglicher für ihn ſeyn können, als der hergelaufene Bruchſchneider. Dadurch bekam aber auch Lieberich in kurzer Zeit einen ſo rühmlichen Ruf, daß er nach wenig Jahren die meiſten Kunſtgriffe unterlaſſen durfte, durch welche er Anfangs das Plundergeſindel zu verdrängen geſucht hatte.

Wegen ſeiner Geſchicklichkeit in der Entbindungskunſt wurde er weit und breit geſucht, und mehrere benachbarte Ortſchaften lieſſen ihre Hebammen bey ihm unterrichten.

Ihm verdankt auch Traubenheim die Austrockung der zwey groſſen Weiher, die unter den Namen Weiherwieſen bekannt ſind.

Faſt alle Frühlinge und Herbſte hatte man ſeit undenklichen Zeiten in Traubenheim Fieber. Oft hatten mehrere Menſchen das Uibel zugleich am Halſe; aber niemand wußte, woher es kam, bis Ferdinand Lieberich den Urſprung entdeckte. An der Morgenſeite des Dorfes lagen nämlich zwey groſſe

herr-

herrschaftliche Weiher, aus welchen der Wind so viel moorigte, faule Dünste trieb, daß man des Abends zuweilen den Gestank mitten im Dorfe roch. — Die Weiher, sagte Lieberich, sind gewiß an den jährlichen Fiebern Schuld. Der Morgenwind ist der reinste und gesündeste, der die Unreinigkeiten, die von andern Seegegenden zu uns geführt werden, wieder vertreibt; bey uns aber ist er der Teiche wegen der allerungesündeste, und so haben wir fast das ganze Jahr keine ganz reine Luft. —

Froh über die Entdeckung schrieb Redlich sogleich an den gnädigen Herrn; die Weiher wurden ausgetrocknet; die Müller bekamen von der Stund an mehr Wasser; die Fieber blieben aus, und die jährlichen Einkünfte der nun als Feld bearbeiteten Teiche beliefen sich wohl viermal so hoch, als zu der Zeit, da man noch Fieber und Fische daraus bekam. —

So mancherley Gutes brachte ein geschickter Arzt für Traubenheim. — Die Kopfseuche aber brachte den Arzt. — Also selten ist ein Schaden; denn es ist ein Nutzen dabey.

Sechzehntes Kapitel.

Ach, Menschen! seyd bereit, wenn ihr auf Reisen gehet,
und forschet euch bevor, ob ihr vor Gott bestehet;
oft spannt der Tod dazu, die Wege gehen weit,
ein scheues Pferd führt euch in's Land der Ewigkeit!

Heinrich war indeß Vater von zwey hoffnungsvollen Kindern geworden, und lebte mit seiner Gattinn in himmlischer Eintracht. Fast alljährlich kam er auf etliche Wochen nach Traubenheim, und eben das geschah auch im Jahre 1735 in Gesellschaft seiner geliebten Marianne und ihrer beyden Kinder, eines achtjährigen Knabens, Namens Burkhard Julius, und eines fünfjährigen Fräuleins, Agnes genannt.

Julius von Marschland empfieng seine lieben Gäste mit gewaltig viel Kriegsspektakel. Heinrich aber lebte und webte nur für sein Dörfchen.

Unter andern that ihm damals Verwalter Redlich den Vorschlag, die Schäferey an das Dorf gegen ein Billiges zu verkaufen; die herrschaftliche Mayerey aber zu zerschlagen, und in Bauerngüter zu verwandeln, weil sie, Trotz aller Aufsicht, noch nie so gut bestellt und benützt worden war, als Redlich wünschte. Nach seinem Vorschlag ließ nun Heinrich vier Bauerngüter daraus machen. Einem der Käufer wurde der hintere Flügel und die eine Scheune der herrschaftlichen Mayerey gegönnt. Dem andern

dern auf der Abendseite des Dorfes am grünen Grunde für Haus und Hofraithe Platz angewiesen; ein dritter Bauernhof wurde von dem Gelde, das die Gemeinde für die Schäferey gab, an der Morgenseite des Dorfes errichtet, und ein vierter sollte auf dem kahlen Hügel angelegt werden. Zur Erbauung der nöthigen Gebäude versprach Heinrich die Hälfte des Bauholzes unentgeldlich; die Dorfsnachbarn wurden zu Bittfuhren ermuntert; die Güterkäufer bekamen auf ein Jahr Gültnachlaß und achtjährige Freyheit von Frohn und andern Abgaben; und so waren die von Redlich schon zuvor geworbenen Käufer ohne Anstand zur Uibernahme bereit.

Nur für etlich dreyßig Morgen Land am sogenannten kahlen Hügel war noch kein Käufer vorhanden. Gleichwohl hielt es der Beamte für ein Leichtes, diese für so schlecht verrufenen Aecker dem besten Felde gleichzumachen, wenn nur jemand auf dem Platze selbst einen abgesonderten Hof erbauen würde; denn der einzige Grund ihrer Unfruchtbarkeit liegt darinn, weil sie wegen der weiten Entfernung vom Dorfe nur selten gedüngt, und nicht oft genug geackert werden konnten. Woher aber einen Waghals, der so etwas unternimmt? — Das unternimmt sicher mein Reinhard! sagte Heinrich, und ließ ihn nebst seinem Vater, dem Dorfsschultheiß, auf der Stelle rufen.

Reinhard Rudiger, der auf seiner Reise gesehen und bemerkt hatte, wie sich auch der undankbarste Boden durch gute Pflege verbessern läßt, entschloß

schloß sich sogleich, mit Bewilligung seines Vaters einen sogenannten Einödhof auf dem kahlen Hügel zu erbauen, wenn er die Felder um einen geringen Preis und mit wenigen Gülten bekommen würde. Die Bedingungen wurden richtig, und die Felder nur mit geringen Abgaben belegt. Reinhard fieng also zum allgemeinen Hohngelächter des Dorfes den Bau an, kaufte nach und nach mehr Aecker in der Nähe, so, daß er ein vollkommen geschlossenes Feld um seinen Hof bekam, mit dem er, ohne durch einen Anstösser gehindert zu werden, nach eigenem Gefallen schalten konnte. Durch Fleiß und Verstand äufnete er alle Jahre das Gut mehr auf, und ließ es am Dünger um so weniger fehlen, weil keiner seiner Aecker zwey Büchsenschüsse vom Hofe lag. Das Hohngelächter seiner Mitbauern verwandelte sich in Neid, und alle grämten sich, daß sie den fetten Bissen als zu mager verschmäht hatten. Noch heute führt der Hof von ihm den Namen Reinhardshof, und jetzt beträgt der Zehend davon mehr, als sonst die Felder im Ganzen abwarfen. Die dazu gehörigen 60 Morgen Land wurden beym Ankäufe, da überhaupt die Felder nicht so theuer waren als jetzt, auf nicht mehr als 250 fl. taxirt, und vor wenig Jahren übernahm Ulrich Rudiger, Reinhards jüngster Sohn, diese Felder sammt den Gebäuden um den Anschlag von 6000 fl.

In mancher Gegend würde das Gut nicht unter 8000 fl. zu stehen kommen; aber in Traubenheim, wo der Ackerwuth, wie wir aus den vori-

gen Kapiteln wiſſen, durch ein herrſchaftliches Geboth Einhalt gethan iſt, ſind alle Güter wohlfeiler als rings in der Gegend. Ein Acker, der in Traubenheim kaum um 80 fl. gekauft wird, kommt in den nächſten Dorfſchaften auf wenigſt 100 Thaler. Darum dünken ſich auch manche Gaubauern weit glücklicher als ihre Nachbarn zu Traubenheim; dieſe aber meynen, daß man den Werth eines Bauernhofes nach dem Ertrag, und nicht nach dem Daranſatz ſchätzen müſſe. Der hohe Preis der Ländereyen, ſagen ſie, kömmt nur der Herrſchaft im Handlohn zu ſtatten, nicht aber dem Bauer, der oft keine 4 Prozent mit aller Arbeit und Mühe herausſchlägt. Unſre wohlfeilern Felder tragen ſo viel und wohl mehr als die unſerer Nachbarn, und den Metzen Korn bezahlt man ihnen auch nicht theurer als uns. Wozu hälfe uns alſo der eingebildete Reichthum? Bloß dazu, daß man zuweilen ſeine Kinder beſſer auswärts verheurathen, und ihnen mehr Geld mitgeben könnte; die aber, welche die Güter behalten, und herauszahlen müßten, ſänken darüber bis über die Ohren in die Schulden, und der Mittelmann könnte keinen neuen Acker erſchwingen.

Nachdem die Zerſchlagung der Mayerey, (mit der die jetzt nicht nöthige Anſtalt, welche Thereſe von Traubenheim zur Beförderung der Kochkunſt gemacht hatte, aufgehoben wurde,) ſo ziemlich ins Reine gebracht, und der Kaufſchilling zur Tilgung der herrſchaftlichen Schulden beſtimmt war, machte Heinrich mit ſeiner Familie Anſtalt zur Rückreiſe. Sei-

nen Hausjäger hatte er zuvor schon wieder zurückgeschickt, und Bernhard Rudiger, des Schultheiß jüngster Sohn, ein Bürschchen von 25 Jahren, machte die Reise mit, um eben so viel zu sehen und zu lernen, als sein älterer Bruder. Schwer gieng Heinrichs Trennung von seinem geliebten Traubenheim, und noch schwerer riß sich seine Gemahlinn von ihrem Vater.

Von tausend Segenswünschen begleitet hatten sie schon die zweyte Tagreise glücklich zurückgelegt. Es brach die Nacht ein. Der Kutscher ließ vor einem Wirthshause den Pferden Brod und Salz geben; trank bey der Gelegenheit ein Glas Branntewein zu viel, und fuhr drauf und drein, um das bestimmte Quartier zu erreichen. Benebelt von Branntewein peitschte er immer auf die Pferde los. Diese wurden dadurch wild und scheu, und giengen durch. Bernhard bemerkt es, springt vom Sitze; aber kaum hatte er den Fuß auf dem Boden, als mit einemmal der schwer bepackte Wagen einen Abhang hinabzugleiten anfängt. Schnell wirft sich der Kutscher vom Pferde, und Roß und Wagen stürzen über und über ins Thal. — Der Stifter des Unfalls, den der Schrecken nüchtern machte, geht vor Angst durch, auf dem nächsten Werbplatze sich unterhalten zu lassen; Bernhard aber klimmt schleunig den Abhang hinunter. In der Finsterniß des Thals sieht er das Elend nur halb. Die Pferde sind ins Gesträng verwickelt, und in der Kutsche tönt das gräßlichste Jammergeschrey. — Mit Mühe bringt Bernhard die

gnä-

gnädige Frau nebſt den zwey Kindern und dem Kammermädchen heraus. — Sie ſind nur wenig beſchädigt; aber wo iſt der gnädige Herr? — Ach Gott! mein Heinrich! mein Heinrich! ruft Marianne. — Die Pferde toppen und ſchleifen am zerbrochenen Wagen; Bernhard zerſchneidet die Stränge; die Roſſe ſpringen wieder auf; er kriecht allenthalben umher; alle ſchreyen zuſamm; das Echo ruft nach — aber kein Laut aus Heinrichs Munde! Die Vögel des Waldes erwachen und flattern; aber keine Seele ſcheint in dieſer Wildniß zu wohnen.

Endlich ſchimmert ein Licht von der Anhöhe herab. Ein Mann, fürchterlicher als die Nacht, eilt herunter ins Thal. In der einen Hand hält er die Laterne, in der andern eine Stange, mit der er unter gräßlichem Mordioſchreyen auf die Unglücklichen losſtürmte. Marianne ſinkt kraftlos zu Boden; die beyden Kinder heben zitternd und ſchreyend ihre beyden Händchen zum Himmel; aber Bernhard ſetzt ſich mit einer Speiche vom zerbrochenen Rade zur Wehre. — Jetzt erſt bemerken die Kämpfer, daß ſie einander verkennen. — Wo ſind die Mörder hin? fragt der ſchwarze Mann, als er ſieht, daß Bernhard unter die Zahl der Verunglückten gehört. — Ach, kein Mörder in der Nähe und Ferne! ſagt dieſer; aber an dir glaubten wir einen zu finden. — Bey dieſen Worten erholt ſich die gnädige Frau wieder. Wer iſt hier? Wer iſt dieſer Mann? ruft ſie athemlos aus.

Es war ein Kohlenbrenner, der die Nacht bey seinem Kohlenhaufen zubrachte, und durch das Jammergeschrey aufgeschreckt, mit der Laterne und Zundstange herangelaufen war, um die Unglücklichen zu retten, die seiner Meynung nach unter Mörder gefallen waren. — Man bedient sich seines Lichtes, und — welch ein Anblick! — Heinrich liegt entseelt unter dem bepackten Wagen; die Axe des hintern Rades gerade auf seinem Schlafe; die Augen ausgetrieben, und eine Lache Blutes rings um ihn her!

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Schauplatz des Elendes und der Liebe.

Mariannens Schmerz und Jammergeschrey; ihr Hinstürzen über den Erschlagenen; das Wimmern, das Händeringen der armen Kinder; Bernhards und des Kammermädchens Klagen um ihren gütigen Herrn sind unbeschreiblich. Selbst der rauhe Köhler mischte seine Thränen in die ihrigen. Als aber die gnädige Frau alle Fassung verlor, und schier mit der Vorsehung haderte, gieng er zu ihr hin, und nahm sie bey der Hand. Warum seyd Ihr so trostlos, gnädige Frau? sagte er. In meinem Evangelium steht: Ist irgend ein Unglück in der Welt, daß der

Herr

Herr nicht wüßte? Vergeßt nicht, daß der Vater der Wittwen und Waiſen noch lebt, und daß Ihr Mutter ſeyd von zwey armen Kindern, die Euerer bedärfen. — Sein treuherziger, rauher Händedruck, ſein theilnehmender Blick flößten ihr Zutrauen ein, und die gutmüthige Einfalt, mit der er ihr Troſt einſprach, wirkte ſichtbar auf ihr Gemüth.

Es iſt weiſe Vorſehung Gottes, daß übermäſſiges Unglück gewöhnlich das Gefühl abſtumpft. Kleine Leiden fallen uns daher oft empfindlicher als der ſchrecklichſte Unfall, und gewöhnlich iſt der Menſch am entſchloſſenſten, wenn er das größte Recht hat, unentſchloſſen zu ſeyn.

Du haſt Recht, ehrlicher Samariter! ſagte die gnädige Frau mit gefaßterm Muth. Gott ſtärke dich einſt in deiner Todesſtunde, wie du mich heute geſtärkt haſt! Aber was fangen wir nun an in dieſem finſtern, fürchterlichen Thale? — Wir wollen bethen, verſetzte der Köhler; und ob ich ſchon wanderte im finſtern Thale, fürchte ich kein Unglück; denn du biſt bey mir; dein Stecken und Stab tröſten mich. — Ihr müßt einmal bis zur Morgendämmerung warten. Den unglücklichen Herrn können wir weder allein laſſen, noch mitnehmen. Eure Kutſche iſt zerbrochen, und liegt im Thale. Was wollen wir machen, als uns gedulden, bis ich morgen Hilfe vom Dorfe ſchaffe? Kommt indeß mit mir zu meinem Meiler, und theilt Euch in meine Hütte. — Der Köhler und Bernhard hoben nun weinend den gnädigen Herrn auf, und brachten ihn bis

zur

zur Stelle. Schluchzend folgten ihm die gnädige Frau und ihr Mädchen mit den schreyenden Kindern. Der Leichnam ward in die Hütte gelegt. Kein Merkmal äußerte sich mehr, und die schreckliche Zerschmetterung des Kopfes ließ auch gar keine Rettung hoffen.

In bald stummer, bald jammernder Wehmuth stunden hier die Unglücklichen vor dem Leichname. Marianne warf sich zu ihm auf's Moos, und schlang den blutenden Gatten in ihre zitternde Arme. Keine Uiberredung vermochte, sie aus der Hütte zu bringen. Bald saß, bald kniete sie an seiner Seite, und drückte in unnennbarsten Schmerzen seine kalte Hand an ihre Brust. Der Köhler suchte indeß die verirrten Pferde wieder, und band sie am nächsten Baume fest; kehrte dann zu seinen unglücklichen Gästen zurück, und verkürzte ihnen, so gut er konnte, durch Erzählung seiner eigenen Unfälle die lange, schreckliche Nacht.

Mit Anbruch des Tages eilte er nun zum nächsten Dorfe, das über eine Stunde davon lag. Unglaublich bald; aber für die Unglücklichen doch spät genug, kam er wieder und mit ihm ein Wagen, viele Nachbarn des Dorfes und ihr treuer Seelsorger Helfrich, ein Mann von etlich 50 Jahren. Dieser, schon innigst gerührt von der Erzählung des Unfalls, war es noch weit mehr beym Anblick der weinenden Wittwe und ihrer Kinder. — Der gnädigen Frau both er mitleidig die Hand, und hob ihre beyden Kleinen empor, sie zu küssen; aber zum Troste konnte

er

er weniger sagen, als vielleicht mancher andere seiner Mitgeistlichen; denn sein Herz war zu gepreßt, die Sprache gehemmt, und über seine Wangen flossen Thränen des Mitleids. Mit eigenen Händen half er den unglücklichen Herrn auf den Wagen heben; ließ den Leichnam in seinen Pfarrhof bringen, und führte eben dahin auch die gnädige Frau nebst den Ihrigen. Bernhard beschloß den Trauerzug mit den herrschaftlichen Pferden am zerbrochenen Wagen. Die Haushälterinn des Pfarrers, eine schon betagte, fromme Person, suchte durch Beystand und Trost die Leiden der gnädigen Frau zu lindern, und da sie selbst in der Leidensschule so sehr geübt war, so verfehlte auch ihr Trost den Weg in Mariannens Herz nicht. Auch der Köhler und die Einwohner des Dorfes wetteiferten mit ihrem so guten Pfarrer. Keiner nahm einen Heller für seine Mühe; selbst einen Dank wollten sie nicht, und alle waren geschäftig, die nöthigen Anstalten machen zu helfen, um den unglücklichen Herrn nach Traubenheim zurück zu bringen. Das waren doch wahrhaftig recht gute, uneigennützige Leute!! Um die Kosten des Trauergeläutes und der Stollgebühren nicht zu vermehren, wurde eine Kiste verfertiget, Heinrichs Leichnam darein gelegt, und so in der Stille und verborgen nach Traubenheim abgeführt. Die gnädige Frau aber entschloß sich, bis zu Bernhards Zurückkunft, der die Leiche nach Traubenheim begleitete, bey dem Pfarrer zu warten.

Jammer und Wehklagen erfüllte Traubenheim und Langenhausen, als Bernhard die Leiche des gnädigen Herrn brachte. Gottfried fiel ganz untröstlich über den Sarg, und Redlich, der Beamte, konnte kaum seine Sinne fassen, um die Schreckenspost mit guter Manier dem Herrn von Marschland zu hinterbringen. Der alte Obrist bebte bey dieser Nachricht vor Bestürzung zurück; faßte sich aber bald wieder, und suchte aus falscher Scham die Thränen zu bergen, die seine Wangen benetzten. Mit erzwungener Fassung befahl er seinem Konstant, sogleich anspannen zu lassen; dem Beamten übertrug er die Beerdigung, und eilte dann seiner unglücklichen Tochter zu Hilfe.

Mit Innbrunst umarmte er sie nach zwey Tagen in der Wohnung des Pfarrers. Heimlich wischte er sich eine Thräne aus dem Auge; dann aber kehrte sein soldatischer Gleichmuth wieder zurück, und Marianne fühlte sich sichtbar gestärkt durch die Standhaftigkeit ihres Vaters.

Ein edler Mann, gleich weit entfernt von Unempfindlichkeit und Kleinmuth, ist ein Geschenk des Himmels für den Niedergeschlagenen; ist ein Stab, an dem er sich aufrichtet und hält. — Scheltet demnach den Mann nicht hartherzig und gefühllos, ihr Weiber! wenn er nicht mit euch in die Wette verzagt; es ist weise Anstalt der Vorsehung, daß sie dem Manne Muth verlieh, auch im Unfalle zu stehen, und den Stürmen des Schicksals zu trotzen.

Des folgenden Tages machte der Obriſt Anſtalt zur Reiſe, um die häuslichen Angelegenheiten ſeiner Tochter in Ordnung zu bringen, und dann mit ihr nach Langenhausen zurück zu gehen.

Eben war der jüngſte Bruder des gutherzigen Pfarrers, der auch Prieſter geworden, aus dem Prieſterhauſe zurück gekommen. — Durch ſein Betragen, beſonders durch ſeine Dienſtfertigkeit, hatte er ganz das Herz des alten Obriſten gewonnen. — Beym Abſchiede drückte ihm daher Marſchland ein anſehnliches Geſchenk in die Hand; der Pfarrer aber weigerte ſich hartnäckig dawider. — Laſſen Sie mir die Freude, gnädiger Herr! rief er aus, eine Pflicht der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums unbelohnt erfüllt zu haben! Das thu ich nicht! ſchreyt der Obriſt, ſchlechterdings nicht, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Doch halte, halte! fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort. Erſt, ehe ich weg bin, iſt mein Pfarrer von Langenhauſen geſtorben, und, verzeih mir's Gott! eben zu rechter Zeit. Möchten Sie nicht Pfarrer werden, ſagte er zu des Pfarrers Bruder; die Pfarrey trägt doch wenigſtens reine 600 fl.

Kaum hatte der junge Prieſter ſein: Warum das nicht, gnädiger Herr! geſtammelt, als ihm Marſchland die Hand mit den Worten both: Topp! Retour nehm' ich Sie mit; und dann können Sie Ihre Sachen auch beym Biſchofe richten. Im längſten drey bis vier Wochen bin ich wieder hier. Mit dieſen Worten ſtieg er in den Wagen, und war ſchon

aus ihrem Geſichte, ehe die erſtaunten Brüder aus ihrer Uiberraſchung zu ſich ſelbſt kamen. Sie wagten es kaum, dem Verſprechen zu glauben; aber geſagt, geſchehen! Nach drey Wochen kam Marſchland wieder mit etlichen Packwägen zurück, und der jüngere Helfrich trat als Pfarrer von Langenhauſen mit dem alten Obriſt und ſeiner Tochter die Reiſe nach dem Ort ſeiner Beſtimmung an.

Redlich, der treue, niedergebeugte Beamte, hatte indeß die Beyſetzung ſeines gnädigen Herrn beſorgt, und der Herr Pfarrer dabey eine Predigt gehalten über die Worte Sirachs:

> Er that ein löbliches Werk, daß er das Volk wieder zu rechter Ordnung brachte.

Wenn jemals dieſe Worte mit Wahrheit auf einen Gutsherrn ſind angewandt worden: ſo war es hier, und das Jammergeſchrey des Volkes am Sarge des Edlen bewies, daß die Anwendung dieſer Worte keine Schmeicheley war. — Zwölf Jahre zuvor war Traubenheim noch Bettelmanns Umkehr. Dreyßig und mehr Menſchen zogen täglich in der Gegend mit dem Brodſack herum. Jetzt lebte das ganze Dorf von ſeiner Handarbeit, und die drey oder vier Armen, die vor Alter und Schwäche das nicht mehr thun konnten, ſammelten ihr Brod reichlich in Traubenheim und Langenhauſen, ohne ſonſt einer Seele läſtig zu werden. Die kleinſten Kinder waren geſchäftig, und durch allgemeine Betriebſamkeit hatte ſich

ein

ein Wohlstand im Dorfe verbreitet, der Erstaunen erregte, wenn man ihn mit den Zeiten verglich, wo sich die Reisenden noch um die Hecken des Dorfes herumschlichen, um nicht auf den Gassen von den Bettelkindern zerrissen zu werden. Die gröbsten Auswüchse waren weggeschnitten, und mit jedem Jahre nahmen Sittlichkeit, häusliche Tugenden und bürgerliches Wohl mehr überhand. — In einer solchen verbesserten Lage verließ Heinrich, der Menschenfreund, sein Dörfchen, und Ruhm und Segen folgten ihm nach in die bessere Welt.

Marianne war indeß wieder mit ihren Kindern bey ihrem Vater in Langenhausen, und lebte mit ihm Trotz der Verschiedenheit ihres Geschmackes, welche nun noch auffallender war als sonst, in der zärtlichsten Eintracht. Heinrich blieb ihr unvergeßlich theuer; nie sah sie die Traubenheimer-Erbgruft ohne verneuertem Kummer, und die Worte, die Pfarrer Heilmann so passend zu seiner Leichenrede genommen hatte, ließ sie statt einer Lobschrift auf sein Grabmaal setzen. Ihre beyden Kinder nahm der neue Pfarrer Helfrich in Unterricht, und der alte Obrist führte die Vormundschaft über sie. — Mit dem Unterrichte seiner Enkel war er zwar nicht so zufrieden als Marianne. Sein Burkhard wurde, wie er sich auszudrücken pflegte, zu lateinisch erzogen. Indeß aber ließ er doch den Pfarrer nach Belieben schalten und walten, und begnügte sich damit, seiner Seits für die Abhärtung des Knabens und für allerley Leibesübungen zu sorgen, die er zu einem Feldzuge wi-

der die Türken für unentbehrlich hielt; denn die Hoffnung, aus seinem Burkhard einen braven Kriegsmann zu ziehen, war sein Taggedanke und sein Traum. Der Knabe durfte daher nicht anders als in kaiserlicher Uniform gehen. Auf die Frage: Was willst du werden? mußte er antworten: Soldat! mit einer kleinen Flinte täglich sein: Presentir't das Gewehr! machen, und wie ein Grenadier nach dem Takte marschieren.

So theilten sich der Obrist und sein Pfarrer in dem Unterrichte des Kleinen, der unter ihrer Hand zu einem ganz sonderbaren Menschen heran wuchs, in welchem ein Pfarrer und ein Soldat zusammengeschmolzen schienen.

So wenig der alte Marschland zum [illegible]rmeister und Erzieher gemacht zu seyn schien, so nützlich war er seinem Enkel durch den Grundsatz geworden, daß man in der Jugend sich an Strapatzen gewöhnen, und seine Kräfte stählen müsse. Kräftig und stark, wie ein Bauernknabe, wuchs Burkhard heran, und erhielt eine unerschütterliche Gesundheit, indeß andere seines Standes für ein Treibhaus erzogen zu seyn schienen, und bey jedem rauhen Lüftchen erkrankten. Auch um Verdienst und Herz machte er sich bey seinem Enkel in manchem Betrachte verdient. So hatte er z. B. dem Adelstolz und Undank die abgesagteste Feindschaft geschworen, und nichts war ihm verhaßter als die Gewohnheit, adelichen Kindern schon in der frühesten Jugend einen gnädigen Herrn in den Kopf zu setzen. Er suchte daher,

die

die kleinſte Wurzel dieſes lächerlichen Hochmuthes bey ſeinem Zöglinge auszurotten. Ich erinnere mich dabey einer Jugendbegebenheit, die Burkhard von Traubenheim oft mit Lachen erzählt hat. Als ein Knabe von etwa neun Jahren machte er ſich einmal im Schloßhofe Kurzweil mit Schlittenfahren auf einem Kinderſchlitten. Des Thorwärters Sohn, ein Knabe von ſieben Jahren, war als Pferd vorgeſpannt, und Burkhard hetzte ihn lange gebietheriſch herum. Da der arme Knabe nicht mehr konnte, ſtieg der Baron aus, rief: Marſch, den Schlitten in den Stall! und war eben im Begriff, ſehr großherriſch ins Schloß zu ſteigen, ohne dem armen Kinde nur einen Dank zu ſagen. Aber unglücklicher Weiſe ſah eben Marſchland aus dem Fenſter. Holla! holla! ſchrie er herab; allons, vor den Schlitten, Burkhard! Aengſtlich ſchaute dieſer nach dem Großvater auf. Marſch und angeſchirrt! ſchrie dieſer wieder, und du, kleiner Thorwärter! ſetz' dich ein! — Der arme Knabe wollte nicht gehorchen; aber da half nichts. Burkhard warf ſich alſo das Zugſeil um, der Knabe ſetzte ſich ein, und der Baron durfte nicht eher von der Deichſel, als bis der Obriſt rief: Gut, gut, Burkhard! Nun marſch! und den Schlitten in den Stall!

Dieß einzige Stückchen giebt einigen Begriff von Marſchlands Geſinnung und Erziehungsweiſe, durch welche er ſeinem Enkel unvergeßlich theuer ward. Unſtreitig aber hatte er noch größere Verdienſte als Vormund; denn alles, was Heinrich an-

gefangen hatte, kam erſt unter ihm recht in Gang. In Redlichs Fleiß, Einſicht und Treue ſetzte er das unumſchränkteſte Zutrauen, und ließ ſich in dieſer Vorausſetzung nicht nur jeden Vorſchlag gefallen, ſondern war auch bereit, ihn auf Leben und Tod zu vertheidigen. Die Bauern, die dem Geiſt des Widerſpruches und der Halsſtärrigkeit noch immer ſo ziemlich ergeben waren, wurden nun auf einmal geſchlacht. Ihr unnützen Burſche! ihr Flegel! rief er, wartet, ich will euch Subordination lehren! wenn ſie einer nützlichen Verordnung nicht gehorchen, oder ſich mit Grobheit durchhelfen wollten. — Wurde einer mit Lügen und Schwänken ertappt, dann war Gnade bey Gott. Ins Loch! ins Loch! rief der Obriſt. Mit Geldſtrafen, merk' ich wohl, iſt euch nicht zu helfen; aber wißt, daß ihr's mit einem Soldaten zu thun habt! —

Mit dieſer unerbittlichen Strenge verband er aber die größte Gerechtigkeit und die menſchenfreundlichſte Geſinnung; ließ jedem eine kleine Belohnung reichen, der ſich durch eine beſonders ſchöne Handlung hervorthat; lobte nach ſeiner Manier die fleißigen und ordentlichen Wirthſchafter; gieng ohne allem Hochmuth mit ihnen um; ließ jedem bey Tag und Nacht Zutritt; half ihnen bey Mißjahren und andern Unfällen durch Nachlaß; lieh wackern und fleißigen Leuten Geld ohne Zinſen, und war daher, trotz ſeiner ſoldatiſchen Strenge, mehr geliebet als gefürchtet.

Achtzehntes Kapitel.

Gute Nacht, Vater Lieberich!

So kam unter Marſchlands Vormundſchaft die Wohlfahrt des Dorfes zuſehends empor. Er ſelbſt war in ſein benachbartes Traubenheim verliebter als in Langenhauſen, und kam daher auch faſt alle Wochen mit ſeiner Tochter und ihren Kindern dahin. Marianne machte ſich durch Leutſeligkeit aller Herzen unterthan; ihre Leutſeligkeit war aber nichts weniger als weibliche Schwäche, die man oft fälſchlich für Menſchenliebe preiſt. Vergebens ſuchten die Strafwürdigen ihr Fürwort, oder liederliche Faulenzer ihre Mildthätigkeit. Sie war gut wie ein Weib; aber auch ſtark und gerecht wie ein Mann. Klatſchereyen fanden bey ihr keinen Eingang, und Rechtthun war ihr lieber als Schmeicheley. Vom Adelſtolze ſo weit entfernt, als von zu großer Gemeinmachung mit jedermann wußte ſie ſtets ſich ſo zu betragen, daß ſie bey der unbegränzteſten Liebe ihrer Unterthanen nie die Hochachtung verlor. Von den Kindern beyder Dorfſchaften war ſie wie eine Mutter geliebt, und wie eine Gebietherinn geſcheuet. Oft beſuchte ſie die Schule, und beſonders die Arbeitsſchule zu Traubenheim, gab den fleißigen und guten Kindern zur Aufmunterung kleine Geſchenke, fragte die Kinder ſelbſt, und reizte ſie dadurch zur Lernluſt. Faſt vergnügter als die Kinder war aber

im-

immer der alte Schullehrer Lieberich, wenn die gnädige Frau kam, seine Schule zu besuchen, und in seinem hohen Alter kehrte dann seine jugendliche Heiterkeit wieder zurück.

Ich ergreife diese Gelegenheit, die Lebensgeschichte des guten Alten zu vollenden. Im Jahre 1742 starb seine Marie, von ihm beweint wie eine geliebte Braut. Ricke sah fleißig auf seine Haushaltung; ihr Bruder Ferdinand war sein täglicher Zuspruch und Arzt, und sein Enkel, Lorenz Richard, (Rickens einziger Sohn,) half ihm die Schule versehen. So versüßten sie dem Alten den Abend seines Lebens. Im Jahre 1744 starb er endlich in einem Alter von 72 Jahren, vom ganzen Dorfe, besonders vom Herrn Pfarrer Heilmann beklagt, der sich bey der Begräbniß der Thränen kaum enthalten konnte.

Nach seinem Tode bekam sein Enkel, Lorenz Richard, welchen Pfarrer Heilmann treflich unterrichtet hatte, den Schuldienst, und heurathete das Kammermädchen der gnädigen Frau, Namens Johanna, welche nach dem Tode ihrer Schwiegermutter die Arbeitsschule übernommen, und sich dadurch um das ganze Dorf verdient gemacht hatte.

Gleich beym Antritt seines Amtes zeigte er seine Sorgfalt für die Gesundheit seiner Kinder, für welche jener Zeit von Seiten der Lehrer fast nirgends gesorgt wurde. An den Ecken des Schulzimmers ließ er Zugfenster anbringen, durch welche der feuchte, unreine Dunst weggeführt, und dafür frische

Luft

Luft hereingeleitet wurde; der Boden mußte beſtändig rein und trocken gehalten werden, damit nicht die Kinder durch feuchte Dünſte verdorben würden, weßwegen er beſonders darauf ſah, daß ſie nicht mit Schnee oder Koth an den Füſſen zur Schule kamen. Seine Schule war ſchon ſeit Errichtung der Arbeitsſchule in drey Klaſſen abgetheilt. Jede Klaſſe hatte Vormittags eine und Nachmittags eine Stunde. War dieſe Stunde vorüber, ſo kam eine andere Parthie Kinder; die Entlaſſenen aber von den 2 obern Abtheilungen wurden zur Arbeitsſchule geſchickt. Bey dieſer Einrichtung konnte auch das zu ſtrenge Sitzen keinem Kinde ſchaden. Da nächſtdem die Mütter beſſer mit der Kochkunſt umzugehen wußten als vor 40 Jahren, auch die Kinder nicht mehr, wie ſonſt, in Schmutz und Unreinlichkeit ſteckten: ſo fanden ſich wenige, die Kränklichkeits wegen nicht hätten zur Schule kommen können.

Nur eins noch hatte Richard in Anſehung der Reinlichkeit zu beklagen. Kein Winter war bisher vergangen, in welchem nicht mehrere Kinder mit ausgeſchlagenen Köpfen zur Schule kamen. Sein Großvater hatte daher die Einrichtung gemacht, daß die mit dem Kopfausſchlage behafteten die Pelzkappen aufbehalten durften; damit war aber der verhaßten Unreinlichkeit nicht abgeholfen. — Eines Tages ſprach Richard darüber mit ſeinem Vetter, dem Dorfsarzte Lieberich. —

Ey, Neffe! weißt du denn nicht, wo das herkömmt? ſagte dieſer.

Vom vielen ſauern Eſſen und von der Unreinlichkeit, antwortet Richard; aber das, denk' ich, iſt doch in unſerm Dorfe ſelten der Fall!

Ferdinand Lieberich. Als ob es ſonſt keinen Grund gäbe!

Richard. Und was für einen?

Ferd. Lieb. Die verwünſchten Pelzkappen, die hier zu Lande mit den Kindern auf die Welt gekommen zu ſeyn ſcheinen.

Richard. Wie? was? ſind Pelze ſo flüßig?

Ferd. Lieb. Pelze wohl nicht ſo ſehr; aber die Kinder werden's durch ſie.

Richard. Und wie geht das zu?

Ferd. Lieb. Alle Feuchtigkeiten ziehen ſich durch die warmen Pelzhauben gegen den Kopf, der immer wie im Schwitzkaſten ſteckt. Muß man Ehren halber oder ſonſt aus einer Urſache das Pelzfutteral in der Zugluft oder Kälte vom Kopfe nehmen: ſo ſchlieſſen ſich plötzlich die Schweißlöcher; die Unreinigkeit ſtockt in der Haut, und die Natur kann ſie nicht mehr anders auswerfen, als durch den Ausſchlag.

Richard. Sieh doch! ſieh doch! Daß oft Huſten, Schnupfen, Ruhr und derleichen vom zurückgetriebenen Schweiß herrühren, wußt ich wohl; aber daß auch der Ausſchlag davon kömmt, hab' ich mein Tage nicht gehört.

Ferdinand. Und doch iſt dieſer größtentheils Schuld daran. Die Kinder meines Hausherrn in Würzburg liefen faſt immer im bloſſen Kopfe; von

Pelz-

Pelzhauben wußte man gar nichts; dafür aber auch eben so wenig vom Zahnweh, von Flüssen, von Ausschlägen des Kopfes und dergleichen.

Richard. Aber wie kömmt's, lieber Vetter! daß nicht alle Kinder den Ausschlag bekommen, da sie doch alle Pelzhauben haben?

Ferdinand. Wie kömmt's, daß nicht alle Kinder die Blattern bekommen? — Alle Regeln haben ihre Ausnahme; aber so viel ist richtig, daß die eingepelzten Kinderköpfe selten vom Ausschlage frey bleiben, und die kühl gehaltenen ihn noch seltner bekommen.

Richard. Wenn ich das einem Bauern sagte, so würde er sich auf seine eigene Pelzkappe berufen, die er gerade so trägt wie seine Kinder, und doch vom Ausschlage nichts weiß.

Ferdinand. Ich denke, Vetter! du brauchst dich nicht auf Bauern zu berufen, du kömmst mir heute mit Haut und Haar selber so vor.

Richard. Nein, lieber Vetter! ich habe Ursache, dem Dinge recht nachzuforschen.

Ferdinand. Ganz recht; das sollten alle gescheiden Leute thun; aber Kinder sollten sie nicht mit Erwachsenen vergleichen.

Richard. Warum nicht?

Ferdinand. Weil die Erwachsenen mehr vertragen können, und nicht mehr so zu Ausschlägen geneigt sind. Ihre Haut ist fester, die Schweißlöcher schliessen sich nicht so schnell, und über dieß gehen sie größtentheils weniger in Pelzhauben.

Ri-

Richard. Punktum! hier iſt meine Hand! In Jahr und Tagen ſollen alle Pelz- und Pudelkappen aus meiner Schule verbannt ſeyn.

Ferdinand. Ey, ſo verbanne! Lieber läßt ſich der Bauer die Haare vom Kopfe reiſſen, als die Pelzhaube. Wenn er nicht ſprüht und ſchwitzt, daß ihm die Tropfen über die Naſen laufen: ſo iſt ihm nicht wohl.

Richard. Das wollen wir nun nicht ſagen! Das Braten unter der Pelzkappe behagt ihm eben ſo wenig als uns; aber er läßt ſich's gefallen, weil er's ſeiner Geſundheit für zuträglich hält.

Ferdinand. Und wenn du ihm tauſendmal an den Fingern herabzählſt, daß er ſeine Kinder damit verdirbt, daß er ſelbſt oft Zahnſchmerzen, Ohrenweh, böſe Augen davon bekömmt — er trägt ſeine Pelzhaube aller geſunden Vernunft zum Trotz, weil es ſein Großvater eben ſo gehalten hat, und weil die Pelzkappe ſeiner Meynung nach Staat macht.

Richard. Gut! aber die Kinder ſind anders, ſie ſind noch lenkbar. Ich will gegen die Pelzkappen ſo lange predigen, und dafür lederne Käppchen empfehlen, bis die Kinder den warmen Plunder ſelbſt nicht mehr leiden; — dann werden ſich's wohl auch die Alten gefallen laſſen, lieber zwölf Kreuzer für eine lederne, als 1 Gulden und noch mehr für eine Pelzmütze zu zahlen.

Richard hielt Wort, und brachte es mit ſeinen Predigten ſo weit, daß die Kinder heulten und

ſchrien,

ſchrien, wenn ſie Pelzhauben aufſetzen ſollten. Von der Zeit an ſah man auch äußerſt ſelten ein Kind mit dem Ausſchlage, mit Augenflüſſen behaftet.

Richard, aufgemuntert durch dieſen glücklichen Verſuch, ließ ſich nun von ſeiner Mutter Bruder alles erklären, was die Geſundheit fordert und ſchwächt; las allerley Bücher, die davon handeln, und lehrte die Kinder, bey jeder Gelegenheit ihren geſunden Leib zu bewahren. Er machte ſie daher mit den gewöhnlichſten Giftkräutern bekannt, und zeigte ſie ihnen, damit ſie ſich davon hüten könnten. Auch lehrte er ſie, wie der Menſch von innen beſchaffen iſt. Das wiſſen die wenigſten Bauersleute, ſagte er. Wenn ihnen der Magen weh thut, klagen ſie über Herzweh; fehlt's im Gedärme: ſo meynen ſie, da liegt der Magen, und ſitzt das Uibel im Zwerchfelle: ſo glauben ſie, das ſey Lungenſucht. Zu dem Ende beſtellte er alle Jahre die Kinder zuſamm, wenn er ein Schwein ſchlachten ließ, und zeigte ihnen an dieſem Thiere, welches im Eingeweide die größte Aehnlichkeit mit dem Menſchen hat, alles noch deutlicher, als er es mündlich erklären konnte.

Pfarrer Heilmann war damit ganz einſtimmig, und lobte ſeinen braven Schullehrer; die Leute des Dorfes aber ſagten zum Theil: Nun macht man Doktor's aus unſern Kindern. — Veit Janhagel, der häßliche Menſch, der als lediger Burſche dem alten Lieberich die jungen Bäumchen niedergehauen hatte, beſchwerte ſich ſogar gegen den Pfarrer darüber, und

bath ihn, dem Herrn Schulmeiſter doch einzureden, daß er lieber den Katechismus brav durcharbeiten, als ſolche weltliche Sachen treiben möchte.

Zur glücklichen Stund kam eben ein Bettler mit einem abgeſchnittenen Beine vor den Pfarrhof. Wie ſeyd ihr zu dem Unglück gekommen? fragte Heilmann. Ach, Euer Hochwürden! ſagte der Bettler, das hat der ehevorige kalte Winter gethan! Ich war bey einem Thüringer-Fuhrmanne im Dienſt; hatte gerade Fracht nach Nürnberg zu liefern; die Kälte war gräulich, und ich konnte kaum das nächſte Wirthshaus erreichen. Da ich hinkam, ſetzte ich mich an den Ofen, und wärmte meine verkältete Füſſe. Von dem Augenblicke an wußte ich vor Kitzeln und Stechen nicht mehr zu bleiben. Ich mußte meinen Wagen durch einen andern fortſchaffen laſſen, und da der Feldſcheerer über meine Füſſe kam: war an einem der Brand bis halb an das Knie herauf. Kaum ließ ſich der andere noch retten, und der brandige mußte weggeſägt werden.

Veit ſtand bey der Erzählung, und ſperrte gewaltig das Maul auf; der Pfarrer aber ſagte weiter: Warum habt ihr doch ſo dämiſcher Weiſe die erfrornen Füſſe gleich am Ofen gehalten? Da waret ihr ja ſelber am Unglück Schuld! Ja, du mein Gott! Euer Hochwürden! verſetzte der Bettler, das ſagte der Feldſcheerer auch; aber hintennach, da es zu ſpät war. Die Kinder ſollte man ſo etwas lehren, damit ſie ſich vor Schaden zu hüten wiſſen.

Gott behüt Ihn, Herr Pfarrer! sagte Veit, und wollte gehen. Schon war er am Thore, da rief ihn der Pfarrer mit den Worten zurück: Veit! gebt erst dem armen Manne einen Kreuzer; er hat euch eine gute Lehre zur rechten Zeit gegeben, und ein guter Rath ist Goldes werth, wie ihr wißt. — Beschämt zog Veit einen Kreuzer heraus, und gieng seines Weges, ohne sich wieder über den Schulmeister zu beschweren, daß er die Kinder lehrte, den Leib erhalten, ehe sie die gesunden Glieder verlieren.

Neunzehntes Kapitel.

Auch der Bauer muß denken.

Richard und Heilmann waren der Meynung, daß die meisten Leute, so zu sagen, nur abgerichtet würden, ihre nothdürftigsten Geschäfte sinnlos zu thun, ein wenig ohne Verstand zu lesen, und bis auf's Wiedervergessen ihren Katechismus herzuplappern; daher es auch käme, daß sich die meisten außer dem gewöhnlichen Gleise weder zu rathen, noch zu helfen wüßten.

Selbst denken, pflegten sie zu ihren Kindern zu sagen, ist ein eben so großes Glück als selbst sehen. Wer nur mit fremden Augen sieht wie der

Blin-

Blinde, der sein ganzes Vertrauen auf die Augen seines Führers setzt, kömmt freylich am Ende elend genug auch durch die Welt; aber wenn ihn sein Führer verläßt, dann steht er da in stockfinsterer Nacht, und weiß nicht, soll er einen Schritt vor- oder rückwärts thun, bis sich wieder ein anderer seines Elendes erbarmt. Seht, Kinder! so wird's einmal euch gehen, wenn ihr nicht selber denken lernet. Ihr werdet euch zu Sachen, die ihr nicht gelernt habt, stellen, wie ein Blinder zum Nadel einfädeln, und wenn ihr in Noth kommt, werdet ihr euch nicht zu helfen wissen, wie ein Blinder, der auf einem schmalen Wege zwischen zwey Abgründen steht. Andere, die geübtern Verstand haben, als ihr, werden indeß euch wie einen Blinden wohl nicht am Stecken, aber an der Nase herumführen. —

Ferner war Schullehrer Richard der Meynung, daß man die Kinder zuerst an's Denken, und dann erst an's Auswendiglernen gewöhnen müsse, weil das Lernen zu schwer sey, und nichts hälfe, wenn man nicht auch wisse, was man lernt, und wozu man es braucht. Staaren und Papageyen, sagte er zu seinen Kindern, lernen auch ein wenig schwatzen; aber sie wissen nicht, was; ihr aber müßt euch vom Staarmatz dadurch unterscheiden, daß ihr auch wißt, was ihr redet. Der Bubel lernt allerley Kunststückchen; aber, was er nicht gelernt hat, das kann er auch nicht. Ihr, liebe Kinder! müsset durch's Nachdenken allerley Sachen heraus bringen können, die ihr nicht gelernt habt.

Aus

Aus dem Grunde fieng Richard an, die ganz kleinen Kinder schon über die A • B • C • Tafel denken zu lernen. An den Buchstaben hier könnt ihr schon etwas nützliches, das Vergleichen und Unterscheiden, lernen, pflegte er zu sagen. Könnt ihr denn schon die Buchstaben unterscheiden? — Ja! sagten die Kinder; ein rother, ein schwarzer; wieder ein rother, und wieder ein schwarzer. Da habt ihr Recht, Kinder! sagte Richard mit Lächeln. Der eine Buchstabe ist roth, der andere ist schwarz; sie sind also unterschieden in der Farbe, wie ihr auch zum Theil unterschieden seyd durch die Farben euerer Kütteln. Gesetzt aber, ihr trüget euch alle schwarz; könnte man euch dann wohl noch unterscheiden?

Kinder. Ja wohl, Herr Schulmeister! man könnte uns doch kennen.

Richard. Woran denn?

Kinder. Weil immer eines von uns Kindern anders aussieht als das andere.

Richard. Richtig! Gerade so kann man auch alle Buchstaben unterscheiden, wenn sie gleich einerley Farbe haben; denn die Farbe ist gleichsam nur das Kleid, auf das nichts ankömmt. Nun aber gebt Acht, Kinder! wir wollen einmal vergleichen, und dann auch unterscheiden. Wie vergleicht man denn? Ihr Grossen! sagt's einmal.

Die grössern Kinder. Wenn man besieht, woran die Sachen einander ähnlich sind.

Richard. Recht! — So ſagt man euch Kindern: Dieſe oder jene zwey Buchſtaben ſehen einander ähnlich; und das heißt vergleichen; dann ſagt man aber wieder: In dem oder jenem Stücke ſind ſie einander unähnlich: und das heißt unterſcheiden. Nun vergleicht mir einmal dieſe zwey Buchſtaben, das a und das o. Worinn ſind ſie einander ähnlich?

Kinder. Daß ſie alle zwey hohl ſind inwendig.

Richard. Richtig! Beyde ſind eckichte Ringe, um und um zugemacht; aber woran unterſcheidet man die beyden?

Kinder. An dem Dinge hier. (indem ſie auf das a zeigen)

Richard. Seht alſo, das Füßchen an dem a macht den Unterſchied; daran weiß man, daß es . .?

Kinder. Ein a iſt.

Richard. Und wenn das Füßchen nicht daran iſt?

Kinder. So ſpricht man's o aus.

Auf dieſe Weiſe machte Richard, daß ſich die Kinder der Aehnlichkeit und der Unähnlichkeit recht bewußt wurden, und ihr Auge gewöhnten, alles recht genau zu betrachten. Wenn denn nun ein A. B. C. Schüler etliche Buchſtaben verglichen, und unterſchieden hatte, dann wandte Richard ſich ſchnell an die gröſſern, die während des Aufſagens der kleinern ſchreiben mußten. Geſchwind nehmt euer Papier, und ſchreibt:

Die

Die Glocke muß man läuten;
den Blinden muß man leiten;
der Kranke muß viel leiden;
man hält sich mit den Leuten.

Dabey sagte er ihnen den Unterschied der Schreibart, und fragte dann: Worinn sind diese Worte einander ähnlich? — Daß eines fast eben so lautet als das andere, sagten die Kinder. — Worinn sind sie aber unterschieden? fragte Richard. — Darinn, sagten die Kinder, daß das Glockenläuten mit äut, das Leiten des Blinden mit eit, das Leiden des Kranken mit eid; und das Halten mit den Leuten mit eut geschrieben wird. — Seht also, fuhr Richard fort, wer nicht vergleicht und unterscheidet, kann nie recht schreiben lernen. Wenn ihr also leset: so müßt ihr immer aufmerken, wie jedes Wort gedruckt ist, damit ihr die verschiedenen Wörter, die fast einerley Laut haben, im Schreiben unterscheiden lernet.

Endlich bewies er, daß man auch im gemeinen Leben und in der Hauswirthschaft das Vergleichen und Unterscheiden schlechterdings nicht entbehren könnte, und daß eben deßwegen mancher Bauer ein schlechter Wirthschafter sey, weil er nicht vergleichen und unterscheiden gelernt habe. — Gesetzt, ihr Buben! sagte er, z. B. was müßtet ihr thun, wenn ihr selbst schon Bauern wäret, und in der Wahl stündet, Ochsen oder Pferde zu euerm Gespann zu kaufen.

Kinder. Wir müßten vergleichen und unterscheiden.

Richard. Was müßtet ihr vergleichen?

Kinder. Die Ochsen und die Pferde.

Richard. Was würde das helfen?

Kinder. Daß wir wüßten, was wir zum Anspann uns kaufen müßten.

Richard. Nun vergleicht einmal!

Kinder. Man kann beyde zum Anspann brauchen.

Richard. Damit ist euch noch nicht gerathen. Ihr müßt sie auch in Ansehung des Werthes und der Nutzbarkeit vergleichen, und dann unterscheiden, welches von beyden Thieren euch das nützlichste ist.

Kinder. Die Pferde sind theurer als die Ochsen, und im Geschirre und Futter kostbarer, und sind, wenn man sie stumpf gemähnt hat, zu nichts zu gebrauchen als zum Todtstechen. — Die Ochsen sind wohlfeiler im Ankaufe, wohlfeiler im Futter, und können gemästet werden, wenn sie nicht mehr zum Anspann taugen, und der Mist davon ist besser und fetter als von Pferden. *)

Richard. Welches von beyden Thieren ist also am wohlfeilsten zu kaufen, und am rathsamsten zu halten?

Kin-

*) Daß bey Kindern zwischen so weitläufigen Antworten noch viel mehrere Fragen gemacht werden mußten, versteht sich von selbst; — aber der Kürze wegen ließ man sie weg.

Kinder. Der Ochſe.

Richard. Freylich ſollte man lauter Ochſen halten, nicht wahr?

Kinder. Ja.

Richard. Gefehlt! Ihr habt noch nicht genug verglichen, und könnt alſo noch nicht unterſcheiden, was am nützlichſten iſt. Ihr habt zwar den Kaufpreis und die Wagſchaft verglichen; aber nur einen kleinen Theil des Nutzens. Vergleicht mir alſo einmal den Nutzen noch beſſer.

Kinder. Das Pferd kann man auch zum Reiten und Kutſchenfahren gebrauchen; aber die Ochſen nicht; das Pferd zieht mehr als der Ochs; das Pferd geht beſſer Berg auf und Berg ab; mit dem Pferde kömmt man ſchneller vom Flecke; das Pferd frißt auch ſaures Gras, aber der Ochs nicht, und auf manchem Acker iſt der Pferdedünger beſſer als der vom Rinde.

Richard. Seht alſo, ſind Pferde vortheilhafter?

Kinder. Ja!

Richard. Gefehlt; ihr ſeyd noch immer nicht fertig. Ihr müßt nun auch das Land unterſcheiden, wo ihr wohnet, und den Gebrauch, den ihr vom Vieh machen wollet.

Kinder. Wenn man viel ſaure Wieſen hat, wenn das Land ſehr bergicht iſt, und wenn man Aecker hat, denen der Roßdung beſſer zuſchlägt, ſo muß man Pferde halten.

Richard. Noch mehr.

Kinder. Wenn man viel reiten muß, wenn man weite Fuhren und groſſe Laſten hat, wenn man mit Kutſchenfahren oft etwas verdienen kann . . . .

Richard. Dann? — — —

Kinder. Dann ſind Pferde beſſer —

Richard. Wenn aber das nicht iſt!

Kinder. Dann ſoll man lieber Rindvieh halten.

Richard. Alſo merkt, Kinder! Bey allem, was man unternimmt, muß man an den Endzweck denken, und die Mittel darnach einrichten.

Noch hundert Proben von der Art könnte ich von Richards Kunſt anführen, wie er von einer Kleinigkeit anfieng, und auf's Groſſe übergieng; wie er bey allem den geiſtlichen und leiblichen Nutzen zeigte, und ſeine Kinder an's Denken gewöhnte.

So können in meinem Dorfe die Kinder vielleicht auch denken, aber nicht reden, ſagte mancher Fremdling, der eine Kinderlehre zu Traubenheim beſuchte. — Sie werden es überall ſo lernen, wenn man ſie überall ſo reden lehrt, antworteten die Leute.

Schon von Lieberichs Zeiten her wußte man in der Traubenheimer-Schule nichts von der knechtiſchen Furcht, die Herr Schlaghart von Langenhauſen zur chriſtlichen Zucht für unentbehrlich hielt. Auch hatte Lieberich die Kinder gewöhnt, mit ihm zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachſen war, und das nannte Richard die Grundlage von der ganzen

Re-

Redekunſt des Landvolkes. Wenn ſich dann aber die Kinder nach ihrer bäueriſchen Weiſe zuweilen falſch ausdrückten: ſo durfte niemand darüber lachen; er ſelbſt aber überſetzte die Antwort in beſſers Deutſch, ohne den Ausdruck der Kinder mit einer Sylbe zu tadeln. Am allerwenigſten wiederholte er den bäueriſchen Ton, weil er dieſes Verfahren für das ſicherſte Mittel hielt, die Kinder ſchüchtern und ſtumm zu machen.

Nächſtdem ſtellte er mit ſeinen Zöglingen ſogenannte Sprechübungen an.

Zuerſt mußten ſie lernen, ſtatt ja oder nein einen Theil der Frage wieder in die Antwort zu bringen. Den Anfang machte er immer mit Fragen, die bejaht werden mußten z. B.

Frage. Haſt du dich heute gewaſchen?

Antwort. Ja, ich habe mich heute gewaſchen.

Frage. Muß man dieß alle Tage thun?

Antwort. Ja, dieß muß man alle Tage thun.

Und ſo fieng er immer mit Sachen aus dem gemeinen Leben an, weil dieſe dem Kopf und der Zunge die geläufigſten ſind; die Fragen aber machte er immer länger, und die Kinder mußten nun auch weitläufiger antworten.

Dann kamen Fragen, die man mit nein beantwortet, und auch hier mußte wieder der größte Theil der Frage in die Antwort: Z. B. Kann denn der Leib bey der Unreinlichkeit ſo geſund bleiben, als bey der Reinlichkeit? Ant. Nein, der Leib kann

bey

bey der Unreinlichkeit nicht so gesund bleiben, als bey der Reinlichkeit.

Nach diesem mußten sie sich gewöhnen, bey allem, was man von einer Sache sagt, gleich an das Gegentheil zu denken z. B.

Frage. Was ist das Gegentheil von gesund?

Antwort. Das Gegentheil von gesund ist krank.

Fr. Das Gegentheil von Ehre?

Ant. Schande.

Und nun die Anwendung:

Fr. Kann man bey der Unreinlichkeit gesund bleiben?

Ant. Nein, man wird gerne krank davon.

Fr. Bringt einem ein schmutziger Anzug Ehre?

Ant. Nein, er bringt einem Schande.

Hatten einmal die Kinder das zur rechten Fertigkeit gebracht, dann konnten sie auch auf Fragen, die das Christenthum betrafen, weit besser antworten.

Kam aber Heilman selbst in die Schule, und das geschah alle Wochen zwey- bis dreymal, dann kamen schwerere Verstandesübungen vor; denn er war der Meynung, daß man, um den Kindern helle Begriffe beyzubringen, das Schwere leicht, und um ihren Verstand zu schärfen, das Leichte schwer machen müsse. Dadurch wurden aber auch die Geisteskräfte der Kinder unglaublich geschärft, und in ihrem ganzen Leben war die Folge davon sichtbar.

Wie gerne möchte ich hier alle die Kunſtgriffe der beyden treflichen Männer, Herrn Pfarrer Heilmanns und Richards, weitläufiger darſtellen; aber das ſoll vielleicht in einem eigenen Buche geſchehen. Hier mag es genug ſeyn, durch ein einziges Beyſpiel gezeigt zu haben, welch einen wichtigen Antheil der gute Richard daran hat, daß die Traubenheimer meiſt richtiger denken, und beſſer ſich ausdrücken, als die meiſten Dorfsnachbarn im Umkreiſe.

Zwanzigſtes Kapitel.

Ey, denkt nur! nun lernen die Traubenheimer-Schulkinder gar noch die Landkarten!

Auf Anrathen des Herrn Pfarrers verfertigte nun Richard in müßigen Stunden groſſe Landkarten mit deutſchen Buchſtaben für ſeine Schule. Der Herr Pfarrer, der treflich zeichnen konnte, machte ſelbſt den Grundriß, und zwar etwas gröſſer, als die gewöhnlichen Landkarten; malte den Grund mit dünnen Farben, und ſtrich auf den geſtochenen Karten, welche nachgeſchrieben werden ſollten, alle Namen aus, die für Bauersleute überflüßig ſind. Richard aber ſchrieb dann an die gehörigen Stellen mit ſchöner Fraktur und ziemlich groß alle Namen hinein,

die

die sein Herr Pfarrer für die wichtigsten hielt. So lieferte er fünf Landkarten. Auf der ersten stand die ganze Erde in zwey Halbkugeln; die andere enthielt Europa ganz allein; die dritte Deutschland, und die vierte Franken. Nun war im herrschaftlichen Schlosse eine schöne, grosse Karte, auf welcher die ganze Flur von Traubenheim mit allen Hügeln, Wegen, Bächen, Mühlen und Waldungen genau abgemessen und gezeichnet war. Auch diese machte Richard nach. Diese fünf Bogen wurden nun auf grosse Pappendeckel geleimet, und in die Schule gestiftet.

Sie fiengen aber den Unterricht, zu welchem alle Wochen drey Stunden genommen wurden, so an: Zuerst hiengen sie den Riß der Dorfsflur an die Wand, und zeigten den Kindern, wie hier alles, was man auf der Markung im Grossen sieht, ins Kleine gebracht ist. Unbeschreiblich war nun die Freude der Kinder, als sie auf dem Papier jeden bekannten Bach oder Hügel, alle Mühlen und Gärten, die verschiedenen Lagen der Aecker, Weinberge, Waldungen, nebst den Flur- und Steigwegen der ganzen Markung sahen. Keine drey Lehrstunden waren vorüber, als sie schon alles im Augenblicke finden konnten. Sie bathen den Herrn Schullehrer, ihnen doch zu erlauben, nach der Schule noch eine Stunde dableiben, und in der Traubenheimer-Karte studieren zu dürfen; sie massen dann die ganze Flur nach dem kleinen Maßstabe, der unten angebracht war, mit dem Zirkel aus, und bekamen also das ganze Werk wie das Einmal Eins in Kopf.

Nun

Nun kam auch die andere Karte zum Vorschein, auf welcher Franken abgebildet war. Da guckten die Kinder, daß auf einmal ihre großmächtige Traubenheimer-Flur zu einem so kleinen Fleckchen geworden. Dafür aber sahen sie rings umher die benachbarten Dörfer und Städte und eine Menge Namen, die ihnen theils vom Hörensagen schon bekannt, theils noch ganz unbekannt waren. Pfarrer Heilmann gieng auch hier wieder von Traubenheim aus, und machte, so zu sagen, mit seinen Kindern Reisen durch ihr fränkisches Vaterland. Auf diesen mußten sie nicht nur die verschiedenen grössern und kleinern Ortschaften in demselben, sondern auch allerley Dinge in denselben kennen und lernen, die dem Bauer und Handwerker besonders wichtig sind. Was nun Heilmann von der Verschiedenheit, von den Früchten, vom Handel und Wandel, von der Verarbeitung der Landeserzeugnisse wußte, das brachte er gelegenheitlich alles bey, und die Knaben, die in der Folge als Handwerker auf die Wanderschaft giengen, konnten sich nun in jedes Land besser finden, und vergaften in grossen Städten nicht etwa die Zeit an einfältigen Wahrzeichen, sondern sahen sich nach gescheidern und nützlichern Sachen um.

Nachdem Franken also durchgelaufen war, gieng es über ganz Deutschland. In diesem war wieder Franken nur ein kleiner Fleck. Da fiengen die Kinder an, sich erst einen Begriff von der Grösse des Erdballs zu machen; ihre Dorfsflur kam ihnen nicht mehr vor wie eine Viertelswelt, und mächtig

muß-

mußten ſie ſich wundern, daß ihr Traubenheim ſo unwichtig ſeyn ſollte, um nicht einmal ein Plätzchen auf der Landkarte von Deutſchland zu verdienen. Gleichwohl gieng Herr Pfarrer Heilmann wieder von dem Fleckchen aus, wo beyläufig Traubenheim hätte ſtehen ſollen.

War Deutſchland durchgereist, und den Kindern bekannt, dann kam Europa zum Vorſchein. Auch dieſe wurde von Deutſchlands Mittelpunkt, nämlich von Franken aus, durchgegangen.

Jetzt hatten die Kinder einen ziemlichen Begriff von dem Erdtheile, zu welchem ihr Vaterland gehörte. Nun erſt nahm Herr Pfarrer die beyden Erdhälften zur Hand. Verwalter Redlich, ein wohlbegüterter Mann, machte der Schule ein Geſchenk mit einer ganz neuen Erdkugel. An dieſer Kugel, welche den ganzen Erdball im Kleinen nach ſeiner Geſtalt ſowohl, als nach ſeinen Wäſſern, Ländern und Himmelsſtrichen vorſtellt, lehrte der gute Seelſorger ſeine kleinen Schüler das nöthigſte, was ein geſcheider Bauer von der Erde, ihrem Lauf, ihrem Stand gegen die Sonne, von Tag- und Nachtwechſel, von den Jahrszeiten zu wiſſen braucht.

Darüber ſpotteten und zankten Anfangs die Traubenheimer; am Ende aber bathen ſelbſt einige wackere Männer und Purſche den Herrn Pfarrer, ihnen doch auch dergleichen Lehrſtunden an Sonntagen zu geben. So entſtanden, (nicht etwa durch obrigkeitlichen Zwang, ſondern durch den Wunſch des Volkes ſelbſt,) die Sonntagsſchulen, die heute noch in Traubenheim fortgeſetzt werden.

Aufgemuntert durch die Wißbegierde der Erwachſenen und Kinder, fieng nun Pfarrer Helmann auch an, Naturgeſchichte und Naturlehre zu treiben. Richard, der die Sachen ſchon ziemlich im Kopf hatte, lernte täglich beſſer die Kunſtgriffe, ſie auch dem Volke beyzubringen, und wurde dadurch im eigentlichſten Sinne Schulmeiſter oder Meiſter im Kinderunterrichte.

Keine Gelegenheit, nützen zu können, ließ er ungenützt vorbey, und deßwegen war es noch immer ein Fehler in Anſehung der Schule, der unſerm Richard manche Kummerſtunden machte. Er bemerkte nämlich mit Verdruß, daß die Kinder gewöhnlich im Sommer die Hälfte von dem allen wieder vergeſſen, was ſie während der Schule im Winter gelernt haben. Mit edler Uneigennützigkeit entſchloß er ſich alſo, den ganzen Sommer über wochentlich zwey Schulen zu halten, und deßwegen den Herrn Obriſt um Unterſtützung zu bitten.

Heraus damit! ſchnurrte der alte Marſchland, als Richard zu ihm kam, und um die Erlaubniß bath, eine Bitte vorzutragen. Heraus damit! Er iſt ein Mann, der den Dienſt verſteht, und mir viele Gefälligkeit erzeigt, daß er die Traubenheimer-Kinder ſo wacker zuſammenſchult. Eine Hand wäſcht die andere. Was will er?

Richard. Ihre Unterſtützung, gnädiger Herr! Meine Kinder vergeſſen immer den Sommer über, was ſie im Winter gelernt haben. Ich möchte Sommerſchulen halten.

Obriſt.

Obriſt. Und was will er dafür?

Richard. Nichts, gnädiger Herr! aber um einen herrſchaftlichen Befehl zur Einführung wollt' ich unterthänig bitten.

Obriſt. Nu, nu, das heißt mir ein Schulmeiſter! Man ſagt, ihr Leute ſchelmert euch um jeden neuen Buchſtaben, und eure erſte Frage ſey: Herr! was wird uns dafür?

Richard. Mag ſeyn, gnädiger Herr! manche müſſen wohl bey ihrem Hungerbrode ſo fragen. Ich habe das nicht Noth.

Obriſt. Und nun, wie ſoll's denn gehalten werden?

Richard. Gerade wie im Winter; aber wochentlich nur zwey Schulen. Die Leute bedürfen ihrer Kinder zu viel, und nebſt dem Unterrichte muß auch für die Nahrung geſorgt ſeyn.

Obriſt. Bravo! Bey Strafe ſoll jeder ſeine Kinder im Sommer in die Schule ſchicken.

Richard. Strafe iſt ein hartes Wort, gnädiger Herr! Ihr Befehl iſt genug.

Obriſt. Auch recht; will's alſo befehlen; aber komm er herein, meine Töchter und ihre Kinder ſollen ſich bey ihm bedanken, und für meinen Part ſoll er alle Jahre, ſo lang ich lebe, drey Eimer alten Wein haben, den er auf meine Geſundheit austrinken ſoll.

Richard. Aber die Leute werden dann ſagen, daß ich dem Gaumen zu lieb Sommerſchulen halte. Keine Belohnung, gnädiger Herr Obriſt!

aber

aber so lang ich lebe, werde ich mit Dank dieses Anerbiethens gedenken.

Obrist. Ah, pi pa! bedank er sich, wenn der Wein ausgetrunken ist! Kurz und gut, er bekömmt alle Jahre drey Eimer alten Wein von mir. Ein Dorf voll gescheider und guter Bauern, wie er sie ziehen hilft, ist hundert Fuder werth, und damit Punktum!

Ohne Widerrede mußte also Richard zur gnädigen Frau, die ihm in den gerührtesten Ausdrücken dankte, und ihre Kinder herbey rief. Küßt unserm braven Herrn Schullehrer die Hand, sagte sie. Er will Sommerschulen halten, daß die Kinder in Traubenheim recht viel lernen, und geschickt und wacker werden sollen, und ihr wißt, daß das die größte Wohlthat auf Erden ist.

Freudig umarmte Burkhard den ehrlichen Schullehrer, und küßte ihn; Fräulein Agnes folgte ihm nach. Unserm Richard flossen Freudethränen. Die Sommerschulen nahmen ihren Anfang. — Einige sandten ihre Kinder aus Lust; andere aus Furcht vor dem gestrengen Herrn Obrist; die drey Eimer alten Weins dauern als Besoldungszulage bis auf heute fort, und die Sommerschulen behalten ihren gesegneten Fortgang.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ehre den Schulmeister! denn er ist der höchsten Tugend eine auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich zu ziehen — denn es thut's schier niemand an den eignen!

Die vielen Verdienste, die sich Richard um den Verstand seiner Zöglinge erwarb, übertraf er noch durch die Sorgfalt für ihr Herz. Er war der Meynung, daß ein Schullehrer, der seinen Kindern nur gut lesen, schreiben und rechnen nebst dem Katechismus beybringt, seine Pflichten nur halb erfüllt, daß ein böses Herz bey einem hellen Verstande doppelt gefährlich, und ein Dorf voll denkender Bösewichter weit verdorbener sey als eines, wo die heilige Einfalt wohnt. Vor allem suchte er also, in seinen Kindern menschlich gute Gefühle zu erwecken, und alles, was diese verhindern oder unterdrücken könnte, zu verbannen. Er selbst war ein Muster eines guten, frommen Menschen. Seine Lehren und Unterredungen führten immer zu frommen Empfindungen, und bey seinen Gesprächen wußte er die Kinder so auszuholen, daß er gleichsam auf den Grund ihrer Herzen hineinsah. Mit dem Stecken, pflegte er zu sagen, beugt man nur den Rücken, aber nicht das Herz; bringt es zum Müssen, aber nicht zum Wollen, und der weise Spruch: Räche nicht alle Missethat, und kühle dein Müthlein nicht,

wenn

wenn du ſtrafen ſollſt! kam ihm nie aus dem Gedächtniſſe. Mußte er zuweilen züchtigen: ſo geſchah es mit ernſtem Unwillen, und nie anders, als mit ſichtbarem Beweiſe des Kummers.

Nur bey Diebſtahl, Bosheit und Grauſamkeit blieb er unerbittlich, und hielt Schläge für unumgänglich nothwendig. Harte Menſchen, die ihre Mitgeſchöpfe zur Luſt martern, dachte er, müſſen an ſich ſelbſt empfinden, wie es thut, ſonſt werden ſie nicht weichherzig. Erfuhr er demnach, daß eines ſeiner Kinder ein Thier oder einen Mitſchüler geplagt hätte: ſo ſtellte er ihm die Grauſamkeit ſeines Thuns recht beweglich vor, und vergaß nicht dabey, das Beyſpiel des unglücklichen Klaus *) wieder aufzufriſchen. Fieng dann das Kind an zu weinen: ſo ſagte er: Deine Thränen, du hartherziges Kind! ſind noch kein Beweis, daß du dich beſſern wirſt. Du haſt meine Ermahnungen bisher oft genug vergeblich gehört, vielleicht hilft es, wenn ich dich einmal an deinem eigenen Leibe fühlen laſſe, was Schmerzen ſind. Und nun erſt bekam das Kind ſeine Züchtigung. — Die Hauptſtrafe beſtand darinn, daß er über den Fehler ein Geſpräch anfieng, und das böſe Kind am meiſten antworten ließ.

War der Fehler recht groß, ſo hatte er ein eignes, von ihm ſelbſt zuſamm geſchriebenes Büchlein, worinn

*) 2 Theil 6 Kapitel.

worinn Gebethe wider die meiſten Kinderſünden ſtanden, er ſchlug es auf, und ſagte dann: Nun, Kinder! ſprecht ein Gebeth mit mir, und verſprecht es dem lieben, allwiſſenden Vater im Himmel dadurch, daß ihr in euerm Leben nie dieſen Fehler begehen wollet. Gewöhnlich konnten aber die Kinder vor Weinen kaum mitbethen, und ſo gewöhnten ſie ſich frühzeitig, das Gebeth als einen Zaum gegen die Sünde, und als einen Sporn zur Tugend zu gebrauchen.

Auf Schandſtrafen, welche die Kameraden des Beſchimpften zur Schadenfreude, und dieſen zur Rachſucht reizen, hielt er gar nichts. Der alte Schlaghart zu Langenhauſen hatte in ſeiner Schule einen hölzernen Eſel mit Wiegenläufen und eine papierne Kappe mit ein Paar langen Ohren und der Aufſchrift: Yah! yah! In dieſer Mütze mußten die Ungeſchickten auf dem Eſel reiten, und die ganze Schule durfte den Reiter auslachen. Ferner war eine groſſe hölzerne Brille ohne Gläſer da, die er denen, die nicht leſen konnten, aufſetzte, und ſie ſo auf die Tafel ſtellte. Dadurch wurden die beſtraften Kinder boshaft und niederträchtig, die andern aber ſchadenfroh. Schon Lieberich war dieſer Thorheit nicht gut, noch weniger aber Richard. Selbſt das Hinauf- und Hinunterſetzen mochte er nicht wohl leiden. Durch das Hinaufſetzen, ſagte er, werden die Geſchickten zum Hochmuth und nicht zum edlen Stolze gereizt. Sie lernen dann nicht, weil es ihnen gut oder nützlich iſt, ſondern weil man andere

ne-

neben ſich dadurch verkleinern kann; die Hinuntergeſetzten aber werden neidiſch und ſchamlos. — Alle Belohnung des Fleißes und der Artigkeit beſtand bey ihm darinn, daß er den Kindern weiſſagte, daß es ihnen gut gehen würde, wenn ſie ſo fortführen, und daß er ſie liebe, gute Kinder hieß. Uiberhaupt gab er ſich Mühe, alles zu vermeiden, was Verbitterung unter den Kindern veranlaſſen könnte. Nur ſehr ſelten trug er es darauf an, daß ein Kind das andere verrathen mußte, und wenn das geſchah, ſo beſtrafte er das Kind, welches gefehlt hatte, nur mit gelinden Worten; dafür aber gab er ſich in der Kirche Mühe, alle Kinder, wo möglich, im Geſichte zu haben und ſelbſt zu beobachten.

Gelegenheiten, ein gutes Werk zu thun, ſtellte er ſeinen Kindern immer als ein beſonders Glück vor, und wenn er durch eines ſeiner Kinder irgend jemand einen Gefallen thun konnte: ſo nahm er immer eines der bravſten dazu. Dadurch gewöhnten ſie ſich frühzeitig, Werke der Nächſtenliebe für die größte Ehre und liebſte Beſchäftigung zu halten. Gieng z. B. eine fremde Perſon vor der Schule vorbey, die den Weg nicht wußte: ſo bekam gerade das Kind, welches ſich am beſten in der Schule gehalten, die Erlaubniß, den Weg zu zeigen, und ſo weit mitzugehen, bis nicht mehr zu irren war. —

Folgendes Beyſpiel, welches die guten Früchte dieſer Erziehungsweiſe beſtättiget, verdient in einer Geſchichte des Dorfes aufbewahrt zu werden. In Scheckenau, einem benachbarten Dorfe, kam

einmal um Mitternacht Feuer aus. Geſchwind fuhren die Traubenheimer Schulkinder aus den Betten, und eilten nebſt den erwachſenen Leuten mit ihrer Spritze zur Hilfe. Da ſie mit dem Löſchen wohl bekannt waren: ſo machten ſie zu allererſt doppelte Reihen vom Waſſer bis zur Spritze; einige der Gröſſern ſtiegen auf benachbarte Dächer, und goſſen Waſſer auf; dabey hielten ſie mit ihrem Fleiße vom erſten bis zum letzten Manne aus. Der Scheckenauer Beamte freute ſich ſo ſehr über den Fleiß und Ordnung dieſer Kinder, daß er ſie nach dem Brande laut zuſammen rief, ihnen vor allen Leuten das gröſßte Lob ertheilte, und ſie mit einem groſßen Thaler beſchenkte, den ſie mit einander verzehren ſollten. Da nahm Ulrich, ein Enkel des Niklas Wenner, den Thaler. Nicht wahr, Kameraden! rief er aus, das Geld wollen wir nicht vertrinken, ſondern es ein Paar armen Kindern hier geben? Ja, ja, ja, das wollen wir! ſchrien alle zuſamm. Komm her, Sohn! ſagte der Beamte, und küßte den Knaben, ſtellte ihn der Scheckenauer Jugend zum Muſter auf; ließ den Vorfall in eine Zeitung ſetzen, und die Traubenheimer Schulkinder erhielten den Beyfall aller, die es laſen.

Auch Richard lobte ſie in der erſten Schule, und bath ſie, am folgenden Tage von ihren Kleidungsſtücken oder Sparpfenningen etwas für die abgebrannten Kinder mitzubringen. Da brachten etliche von ihnen ganz neue Strümpfe, die ſie in der Arbeitsſchule geſtrickt hatten; andere von ihrem da-

ſelbſt

ſelbſt verdienten Gelde ꝛc.; das frohe Geſicht aber, mit dem ſie zum Theil ihre ganze liebe Baarſchaft aufopferten, war mehr werth, als das reichſte Geſchenk.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Herr Pfarrer nimmt vom Dorfe, und ein braver Mann — von der Erde Abſchied.

Herrn Pfarrer Heilmann war bey den geſegneten Früchten ſeiner Bemühungen der Aufenthalt in Traubenheim immer lieber geworden; nur das lag ihm ſchwer am Herzen, daß er bey ſeinen geringen Pfarrerträgniſſen ſeinen verwaiſten ſechs noch unerzogenen Geſchwiſterten die Unterſtützung und Bildung nicht geben konnte, die ſein liebvolles, brüderliches Herz ihnen ſo gerne gegeben hätte; und da er ſie alle bey ſich haben mußte, wurde die Laſt ihm täglich ſchwerer. Zwar nahm der gutmüthige Beamte Konrad Redlich, der das geheime Anliegen ſeines Freundes bemerkte, den älteſten Bruder deſſelben, Namens Jakob, den wir in der Folge wieder finden werden, zu ſich in die Schreibſtube, mit dem Verſprechen, ihn noch ſtudieren zu laſſen, und von nun an ganz allein zu verſorgen; aber noch fünf unverſorgte Geſchwiſterte waren für den zärtlichen Bru-

der

der doch oft ein Sorgenſtein; aber die liebe Vorſehung nahm ihm dieſen drückenden Stein eher vom Herzen, als er's ahndete und hoffte.

Unerwartet erhielt er eines Tages die Nachricht von dem plötzlichen Tode ſeines alten Herrn Nachbarn, des Pfarrers zu Bergfelden. Auf die gewöhnliche Einladung des Landdechants kam auch Heilmann zur Leiche. Schon war die Beerdigung vorbey, und eben ſollte das Seelenamt anfangen, als dem Prediger, der beſtimmt war, ſeinem verſtorbenen Mitbruder die Leichenrede, wie es dortmals noch gewöhnlich war, zu halten, von einer ſolchen Steckung überfallen wurde, die es ihm unmöglich machte, zu predigen. Keiner von den verſammelten Pfarrern hatte das Herz, die Predigt zu übernehmen; nur Heilmann entſchloß ſich dazu, und ſeine Leichenrede fiel ſo ſehr zum Wohlgefallen des Dorfes aus, daß er noch am nämlichen Tage von der Gemeinde, die durch ein beſonders Vorrecht ſich ihre Seelſorger ſelbſt wählen durfte, zu der einträglichen Pfarrey in Bergfelden erwählt, und ſo auf einmal aller Sorgen entlediget wurde, die ihm ſein ſpärliches Einkommen zu Traubenheim verurſachte.

Auf Fürſprache des Langenhauſer Pfarrers gab nun der alte Obriſt dem jüngern Bruder deſſelben, Namens Franz Xaver Helfrich, die erledigte Pfarrey zu Traubenheim, ohne jedoch den jungen Prieſter zuvor mit Einem Auge geſehen zu haben, der bisher bey einem Grafen als Hofmeiſter ſtand. Zu ſeinem Schrecken erſchien bald darauf in der Perſon

des

des neuen Pfarrers ein ganzer Hofmann, voll der feinsten Sitten seines Zeitalters.

So viel Beyfall er unter dem Adel erhalten hatte, so wenig gefiel er dem rauhen Obrist. — Ey, so mach Bücklinge, du Deutschfranzos! das ist dir ein Dorfpfarrer, wie durch den Seiher gelaufen! schrie er ohne Unterlaß, sobald er ihn gesprochen, und mit seiner Tochter wieder allein war. Nicht weniger unzufrieden mit der getroffenen Wahl war auch die Traubenheimer Gemeinde. Heilmanns deutscher Handschlag und Gruß, und seines Nachfolgers städtisches Kompliment stachen allzusehr ab. Helfrich sprach immer: Man wird die Gefälligkeit haben . . . man lasse sich doch nieder ꝛc. . . . das Man verstanden aber die Bauern nicht recht, und wußten nicht, von wem die Rede war. Nicht einmal Gesundheit konnte Helfrich mit ihnen trinken; wenn sie sprachen: Will's Ihm bringen, Herr Hochwürden! so wußte er nicht einmal zu sagen: Wohl bekomm's! und wenn sie ihm das angenipfte Glas reichten, that er nicht einmal Bescheid.

Helfrich war als kleiner Knabe in die Stadt gekommen. Bauernsitten waren ihm ganz fremd, und eine gewisse Zierlichkeit, ganz ausgespitzelt nach dem damaligen Geschmack, zur andern Natur geworden. Die Bauern aber hielten diese Zierlichkeit für einen unheilbaren Fehler, und noch ehe Helfrich aufzog, kam schon dem alten Obrist die Klage zu Ohren: Ach, lieber Gott! das ist kein Pfarrer für uns; der kann mit schlechten Leuten nicht umgehen!

Man

Man muß es ihm doch ein wenig beybringen, daß er die Komplimentenschneiderey wegläßt! — sagte Marschland zu seiner Tochter, — und wer konnte wohl mit dem Beybringen besser umgehen, als er selbst? Herr! sagte er eines Abends zu seinem neuen Pfarrer, die Bauern zu Traubenheim kratzen sich hinter den Ohren, daß sie so einen galanten Pfarrer bekommen. Was sollen so feine Siebensachen zu Traubenheim? Stellen Sie Sich! — Nun will ich einen Bauern machen! (er geht auf ihn zu, und reicht ihm die Hand) Grüß Gott, Euer Hochwürden!

Helfrich. (lächelnd) Guten Morgen! Was ist gefällig?

Obrist. Fasch! Schön Dank, Nachbar! muß man zuerst sagen, und dann nicht: Was ist gefällig? sondern: Was bringt ihr mir Gut's?

Auf diese Weise nahm Marschland den neuen Pfarrer täglich in die Schule. Helfrich war auch so gelehrig, daß die Traubenheimer bald sagten: Er lernt sich doch noch in die Leute schicken.

Heilmann, dessen Abschiedsstunde allgemach herannahete, hielt am letzten Sonntage vor seinem völligen Abzug von Traubenheim die Abschiedspredigt. Ihm war es nicht, wie vielleicht manchem andern Geistlichen, darum zu thun, einen Namen hinter sich zu lassen, der dem Nachfolger zur Verkleinerung gereicht. Er hütete sich daher sorgfältig, den Leuten in den letzten Wochen seines Aufenthaltes zu Traubenheim schöner zu thun als vorher.

her. Ihm war so wenig lieb, daß ihn die Bauern auf Kosten Helfrichs so sehr lobten, daß er vielmehr seinen Nachfahrer bey jeder Gelegenheit in Schutz nahm, und den Bauern sein ernstliches Mißfallen zeigte, wenn sie den geschickten und guten Helfrich so neben ihn herab setzten.

In seiner Abschiedsrede aber machte er erst seinem Herzen freye Luft. Eben in dem Augenblicke der Rührung, als die ganze Kirche zusammen weinte, fieng er an:

Eure Thränen um meinen Abschied, ihr lieben Traubenheimer! würden mein Herz in die süsseste Wehmuth versenken, wenn ich mich nicht in dieser Freude, von euch geliebt zu werden, durch ein geheimes Ahnden gestört fühlte. Ich muß es nur gestehen, ihr Lieben! daß ich fürchte, meinem theuren, rechtschaffenen und guten Herrn Nachfolger möchte es in den ersten Jahren bey euch gehen, wie es mir ergangen ist. Eure Herzen hiengen, als ich zuerst unter euch auftrat, noch ganz an dem frommen und weisen Mann, dessen Nachfolger ich wurde, ob er gleich bey meiner Ankunft schon mehrere Jahre im Grabe lag. — Jeder Mensch hat seine eigene Weise; folglich war ich nur im Gutmeynen, aber nicht sonst in allen Stücken meinem hochwürdigen Vorfahrer gleich. Einiges an mir schien euch daher ganz neu; das neue war euch zuwider; besonders aber mein jugendlicher, rascher Muth. Ihr wurdet zum Theil unzufrieden mit mir,

zum

zum Theil gar meine Feinde. Itzt, — wie ganz anders! — itzt weint ihr um meinen Abschied, und mit dankbarer Rührung muß ich euch das Zeugniß geben, daß ihr mich, nachdem wir uns einander besser verstehen und kennen gelernt hatten, wie Brüder und Kinder geliebt habt. — O, daß ich auch so glücklich gewesen wäre, euch durch mein eignes Exempel zu zeigen, wie unrecht man einem Manne thun kann, wenn man über ihn richtet, ehe man ihn recht kennt! Weinen müßt' ich, wenn ich erführe, daß ihr den lieben, frommen Priester, der mein Nachfolger wird, so behandeln würdet, daß er seinem Amte nicht mit Freuden vorstehen könnte, sondern nur mit Seufzen, wie ich in den ersten Jahren meiner hiesigen Pfarrey; Gott! würde ich ausrufen, so hätte ich denn 24 Jahre an dieser Gemeinde gearbeitet, ohne sie nur dahin gebracht zu haben, das Wesentliche von dem Zufälligen unterscheiden zu können! So war ich denn nicht im Stande, nur so viel zu bewirken, daß sie sich in ihren neuen Pfarrer schicke. Vergeßt doch ja nicht, daß ihr mir Anfangs, als ich euch noch fremd war, oft wehe gethan, und doch in der Folge mit mir zufrieden geworden seyd. Macht mir doch in meiner Abwesenheit die Freude, daß mein hochwürdiger Herr Amtsnachfolger, wenn wir uns nach einiger Zeit wieder sehen, mir die Hand drückt, und mir dankt, daß ich ihm eine Gemeinde hinterlassen habe, die liebreich und folgsam ist; die sich nicht an Nebendinge, sondern an die Hauptsache hält, und ihm gerne Zeit

ver-

vergönnt, ſich mit ihr und ihren Bedürfniſſen und Wünſchen bekannt zu machen. — Das, liebe Pfarrkinder! iſt der gröſßte Ruhm, den ich mir in der Welt wünſche, und in eurer Gewalt ſteht es, mir dieſen Nachruhm zu verſchaffen.

Mit dieſer Abſchiedspredigt verließ Pfarrer Heilmann ſein geliebtes Traubenheim, und zog vom ganzen Dorfe geſegnet, nach Bergfelden, welches ſchon vor mehr als hundert Jahren auch einmal der Zufluchtsort eines Traubenheimer Pfarrers war. Ein halb Jahr nach ſeinem Abzug ſtarb Fritz Rudiger, der brave Dorfsſchulheiß. Pfarrer Heilmann, der es dem Redlichen in ſeinem Leben nicht genug verdanken konnte, wie gut er ihm Anfangs beygeſtanden hatte, kam aus dankbarer Regung fünf Stunden weit her auf ſeine Leiche, und hielt ihm auf Verlangen des Herrn Pfarrer Helfrichs eine kurze Grabrede.

Bey dieſer Gelegenheit hatte Herr Heilmann die Freude zu hören, daß ſeine letzten Ermahnungen nicht fruchtlos geweſen ſind; Helfrich umarmte ihn, und wiederholte mit inniger Rührung die Worte, welche Heilmann aus ſeinem Munde zu hören ſo ſehnlich gewünſcht hatte.

Fritz Rudiger wurde zwar nicht allgemein bedauert; denn einige ſagten: Er war ein herriſcher Mann, der immer für die ganze Gemeinde das Wort geführt hat! aber die Thränen aller redlichen, geſcheiden Männer des Dorfes und die gerechten Lobſprüche des Pfarrer Heilmans, der ihn durchaus

kann-

kannte, waren eine reiche Schadloshaltung für den Tadel dieser unbesonnenen Richter.

Ihm folgte im Schultheißamt sein Sohn Bernhard, den wir schon bey zwey sehr unglücklichen Vorfällen kennen gelernt haben. Lesern, die sich seiner noch erinnern, darf ich also wohl nicht erst sagen, daß die Wahl auf einen Würdigen gefallen ist. Er war damals ein Mann in seinem besten Lebensalter, kaum 35 Jahre alt, und das ganze Dorf konnte sich das allerbeste von ihm versprechen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Traubenheim bekömmt nun wieder einen neuen Gutsherrn.

Obrist von Marschland wurde nun täglich gebrechlicher, und mußte sich pflegen wie eine Wochenbetterinn, um nicht alle 24 Stunden ein neues Uibel am Halse zu haben. Das Rothlauf verließ ihn an dem bleßirten Fusse kaum: so war es schon wieder da, und die unheilbare Krankheit, das hohe Alter, brachten der Schwächen ohne dieß genug mit sich. Marschland fühlte sein herannahendes Ende, und sprach oft mit einem so gleichgültigen Tone darüber, daß seine Tochter und seine Enkeln weinten. Einst ließ er seine Agnes (das junge Fräulein von Trauben-

benheim) vor sein Bett kommen. Höre, Tochter! sagte er, du siehst, ich bin ganz in die Pfanne gehauen, und ehe man eine Hand umkehrt, werde ich auf dem Schragen liegen. Nichts verdrießt mich, als daß mein Name schon wieder in Franken aussterben soll. Darum hab' ich dir lange schon unsern Vetter, den Lieutenant Wolfgang von Marschland, zugedacht. Wie meynst du? Agnes!

Agnes weint.

Höre, Mädel! ruft der Alte, du wirst dich nicht zu guter Letzt schelmern? Da ist ein Brief — dort liegt er — schick' ihn fort! Wenn der General den Vetter nicht will heurathen lassen, so soll er quittiren.

Agnes. Ach, bester, liebster Großvater! wie wird sich das schicken!

Obrist. Was? wenn ich ihm kupple. Du Narr! Fische, wie du, fängt man nicht in allen Wässern. Was meynst du wohl, Langenhausen hat mich 70, 000 fl. baar gekostet, und das gehört größtentheils dein!

Agnes. Aber wir wissen ja nicht, ob ich dem Vetter Wolfang gefalle.

Obrist. Pi pa! Geplauder! Schick nur den Brief fort; die Liebe steckt im Bettstroh!

Agnes. Aber ich kenne ihn kaum vom Gesichte.

Obrist. Werdet euch schon kennen lernen! Du weißt, ich kann das Abern nicht leiden. Was hast du am Vetter Wolfgang auszusetzen?

Agnes. Nichts, lieber Großvater! er ist hübsch und brav.

Ag=

Obriſt. Alſo, und was weiter? Geh, geh und ſchick' den Brief auf die Poſt, und damit Punktum! Gar zu gern möchte ich bey lebendigem Leibe das Ding noch richtig wiſſen!

Mit Thränen erzählte Agnes den Vorfall ihrer Mutter. Iſt dir Vetter Wolfgang nicht recht, liebe Agnes? fragte dieſe. — Ach, Wolfgang iſt gut und recht; aber — — aber — — verſetzte die verlegene Tochter. — Nun, ſagte Marianne, wenn dein Herz nichts gegen ihn einzuwenden hat: ſo ſetze den Verſtand dießmal nur immer bey Seite! Unſer Vetter weiß, daß dein Großvater ein ſonderbarer Mann iſt, und ein Körbchen haſt du wohl nicht zu fürchten.

Geſagt, geſchehen! Wolfgang von Marſchland entzückt über den ſeltſamen Antrag ſchrieb ſogleich den heißeſten Dank an den alten Obriſt, und die zärtlichſten Briefe an ſeine Agnes, bewarb ſich um ſeinen Abſchied, weil ihm die Heurath erſchwert wurde, und eilte im Merz 1753 nach Langenhauſen; aber Vetter Obriſt erlebte den fröhlichen Tag nicht mehr. Drey Tage vor Wolfgangs Ankunft trat plötzlich ſeine ſtäte Krankheit, das Rothlauf, zurück, und Marſchland ſtarb, ehe nur ein Arzt gerufen werden konnte, in einem Alter von 80 Jahren. Nach ſeinem Befehl mußte er ſoldatiſch beerdiget werden: Eine Kompagnie Würzburger Soldaten war demnach dazu erbethen, und eben im Aufbruche begriffen, als Wolfgang nach Würzburg kam. Zu ſeinem Schrecken erfuhr er hier die traurige Nachricht,

richt, und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit, um der beordeten Kompagnie noch zuvor zu kommen, und seiner Schwiegermutter und Braut in ihrem Kummer beyzustehen. Wolfgangs Ankunft war ihnen in mehr als einer Absicht erwünscht. Er besorgte von dem Augenblick an nicht nur die Beerdigung des alten Obristen, dessen Tod ihm unendlich nahe gieng, sondern auch die sämmtlichen Güterangelegenheiten, und wurde nach ein paar Monaten ein glücklicher Ehemannn an der Hand seiner Agnes.

Nun will ich aber wieder einmal die Lebensgeschichte des jungen Erbherrn Burkhard Julius von Traubenheim nachholen, den wir im 17ten Kapitel als einen gelehrigen Zögling des alten Obristen verlassen haben. Durch Mariannens Bitten und auf Zureden des Langenhauser Pfarrers, dessen Schüler der kleine Burkhard auch war, ließ sich der alte Großvater von dem Entschlusse nach und nach abbringen, aus seinem Enkel einen Kriegsmann zu ziehen, und schickte ihn, da er in den Gegenständen der niedern Schulen bey dem Pfarrer im Orte unterrichtet worden, nach Würzburg auf die Universität. Von da kam er im Jahre 1748 als ein Mann voll Gelehrsamkeit und Fleiß zurück, trat eine Reise durch Deutschland an, und nahm Dienste am Hofe des Churfürsten von der Pfalz, wo er sich vor den meisten Edelleuten seines Alters so vortheilhaft auszeichnete, daß er, ein junger Mann von 25 Jahren, als Gesandter nach München an den baie-

rischen Hof geschickt wurde, und 1751 seinen Posten antrat. Ich übergehe die genauern Umstände seines Lebens, weil diese mit der Geschichte des Dorfes wenig zusammenhängen.

Jetzt erst wird uns Burkhard als Erbherr und Besitzer des Ritterguts Traubenheim wichtiger.

Sogleich nach dem Tode seines Großvaters trat er selbst die Verwaltung seines Ritterguts an, und empfieng im May 1753 die Huldigung zu Traubenheim. Kurz zuvor hatte er sich mit einem Fräulein, Namens Theodore von Windseck, verlobt, und eilte daher schon im folgenden Monate wieder nach München zurück, dem Fräulein sich antrauen zu lassen.

Theodore von Windseck lebte bey ihrer Mutter Bruder, der sich als Gesandter in München aufhielt. Sie war vater- und mutterlos, und nicht sehr bemittelt; aber Verstand, Güte des Herzens, Geschäftigkeit und eine edle Bildung des Gesichtes, die mehr einnehmend als schön war, gaben ihr das Recht, auf einen Mann von Burkhards Verdiensten Anspruch zu machen. Während seines Aufenthaltes in Langenhausen schrieb Burkhard einige Briefe nach München an seine damalige Braut, die ich hier einschalte, weil sie zur Geschichte des Dorfes in diesem Zeitraume gehören.

Burkhard von Traubenheim

an

Fräulein Theodore von Windseck.

(Erſter Brief.)

Langenhauſen, am 19ten May 1753.

Geſtern ſpät, liebe Theodore! bin ich hier glücklich angelangt. Meine Mutter und Schweſter fielen mir mit Thränen der Freude um den Hals, und mir iſt es ſeit dem Tode meines Großvaters zum erſtenmal wieder ganz wohl; denn die Sorgen um meine Mutter und Schweſter haben mich bisher beſtändig beunruhiget, die glücklichen Stunden ausgenommen, die ich bey Dir, liebe Theodore! zubrachte. Nichts fehlt mir hier — als Du, liebes Mädchen! doch bald bin ich wieder bey Dir! Meine Mutter grüßt Dich mit innigſter Mutterliebe, und meine Schweſter mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit. Auch Schwager Marſchland will Dir beſtens empfohlen ſeyn. Alle ſchmachten nach Deiner perſönlichen Bekanntſchaft. Marſchland iſt ein ſchöner, blühender Mann, verſtändig und entſchloſſen, der meiner Mutter in der trüben Lage nach dem Tode ihres Vaters kindliche Dienſte geleiſtet hat. Noch dieſen Abend wird er mit meiner guten Schweſter verbunden werden, weil ich gerne ein Augenzeuge ihrer ehelichen Verbindung ſeyn möchte. Wegen der Trauer, die noch kürzlich im Schloſſe war, ſoll alles ohne Geräuſch gehen. Uiber die Güterangele-

genheiten haben wir uns mit wenig Worten vereiniget. Ich habe keine Herauszahlung verlangt, sondern nur darauf angetragen, daß mein Schwager allein den Bewittum für meine Mutter bezahlen soll. Seine Dankbarkeit und sein Versprechen, an meiner Statt für Traubenheim zu sorgen, ist mir Entschädigung genug für den kleinen Verlurst. Nur die Hauptangelegenheiten werde ich mir künftig nach München berichten lassen. In der Nähe sieht man besser als aus der Ferne. — Nach Traubenheim bin ich noch nicht gekommen, und werde auch nicht eher dahin kommen, als am fünfzehnten dieß Monats, auf welchem die Huldigung, wie Du schon weißt, angestellt ist.

Schwager Marschland kömmt eben auf mein Zimmer; alles will mit mir plaudern, und kein Mensch denkt, daß ich ja auch doch mit meiner Theodore sprechen muß; aber ich stehle wohl noch etliche Augenblicke, diesen Brief noch heute zu schliessen, und morgen in aller Früh auf die Post zu liefern.

Nachts 10 Uhr.

Die Brautleute haben sich zur Ruhe begeben. — Die Pfarrer von hier und Traubenheim, ersterer kopulierte, und die zwey Brüder zusamm sind, dann die beyden Beamten von beyden Dörfern waren die einzigen Hochzeitsgäste. Ich dachte dabey nur an Dich, liebe Theodore! und an das Glück, das auch mir nun bevorstehet, an der Hand eines häuslichen, klugen und christlichen Weibes glücklich zu werden.

Aber

Aber noch ganz entkräftet von der Reise und vom vielen Wachen, (vorige Nacht habe ich keine drey Stunden geschlafen,) — bin ich nicht im Stande, länger die Feder zu halten. Schlaf süß, Liebe! und sage bald viel Erfreuliches

Deinem

treuen Burkhard.

(Zweyter Brief.)

Langenhausen, den 16 May 1753.

Liebe Theodore!

Den ersten Morgen nach der Traubenheimer Huldigungsfeyer muß ich anwenden, um Dir, Allerliebste! die Geschichte des Tages zu erzählen. Gestern morgens 7 Uhr fuhren wir von Langenhausen ab. Mein Schwager, sein Weib, ihr Beamte, Namens Rollinger, und seine Frau, die Tochter des Verwalters zu Traubenheim, saſſen in der einen, und meine Mutter, ich und der Pfarrer von Langenhausen in der andern Kutsche. Die Sonne, die eben anfieng über die starken Morgennebel zu triumphiren, schien in ihrer schönsten Pracht, und spiegelte in Millionen Thautropfen des schönen Wiesenthals, durch welches wir fuhren. Ein ganzes Heer neugieriger Menschen von Langenhausen lief vor und hinter uns her. Die einen sangen, die andern pfiffen ein Stückchen auf dem Blatt, und noch andere schäckerten unter sich. Unter diesen fröhlichen Menschen stimmte sich auch mein Herz zur ver-

nigsten Freude, und fast fieng ich an, meinen Marschland zu beneiden, der, vom Stadtgetümmel entfernt, immer unter diesen natürlichen Menschenkindern leben kann. Wir waren noch eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, als die Traubenheimer schon ihre Glocken zogen, und aus den Böllern feuerten, die sie von Langenhausen geborgt hatten, wo das soldatische Spielwerk unter meinem seligen Großvater gar gewaltig Mode war. Am Eingange des Dorfes war eine Pforte von etlichen mit Bändern und Frühlingsblumen behängten Mayenbäumen errichtet. Unter diesen stand das Dorfsgericht. Bernhard Rudiger, der Schultheiß, sagte uns im Namen Aller den Willkomm. Schauer und Freude des Wiedersehens fuhren mir durch's Herz, als er mir mit altdeutscher Traulichkeit die Hand in die Kutsche both; denn Du mußt wissen, liebe Theodore! daß er der nämliche Bernhard ist, der dort vor 18 Jahren, als mein Vater vom Wagen erschlagen wurde, die Jammernacht im Walde mit uns ausgestanden, und meinem seligen Vater den letzten Liebesdienst erwiesen hat; ich mußte weinen bey seinem Anblick, so neu wurde mir der schreckliche Auftritt; zugleich wurde mir's so heimisch, daß ich nicht wußte, ob meine Thränen mehr der Freude des Wiedersehens oder der traurigen Rückerinnerung gehörten. Mein Schwager fuhr indeß voran, und hielt eine Strecke vor der Ehrenpforte stille, bis ich nachkam; als aber der Kutscher mit einem: Prrr! seinen Pferden geboth, vorwärts zu machen, war der

Wagen in den zähen Moraſt der Fuhrſtraſſe ſo feſt eingewurzelt, daß der Kutſcher auf die Pferde hauen und ſchlagen mußte, um nicht gar einer Winde zu bedärfen. — In aller Welt! rief ich voll Unwillen, was habt ihr für Wege? Weit und breit iſt alles ſtaubtrocken, und mitten im Dorfe verſinkt man im Koth! Euer Hochadelich Geſtreng! rief einer der Bauern, Veit Janhagel, (der Narität willen mußt Du doch auch ſeinen Namen wiſſen,) wir haben ſchon mehr als hundert Fuhren Steine und Kiefer daher geführt, aber das Waſſer macht den Kiefer immer zur Suppe, und dann liegen die Steine wie Klöſſe darinn, mit Reſpekt zu ſagen, und iſt gar kein Fortkommens mehr. — Wer wird ſich denn aber ſo einfältig anſtellen? rief ich; warum laßt ihr die Straſſe nicht pflaſtern? Du mein Gott! ſagte Veit, wer gäbe uns Geld dazu? — Bernhard, der indeß nachkam, meynte, daß nicht Geldmangel, ſondern nur die Widerſpenſtigkeit der Bauern daran Schuld ſey. Der Herr Verwalter, ſagte er, hat ſchon ein paarmal auf's Pflaſtern angetragen, und ihnen vorgeſtellt, daß der Weg immer ärger werden müſſe, wenn ſie nur Koth auf Koth hinaufführen, und Steine dazwiſchen würfen; aber ſie hatten keine Ohren, und der Herr Obriſt ſagte: Laßt ſie im Dreck herumpatſchen, wenn ſie die Froſchgaſſe nicht anstrocknen wollen! Dem Uibel wird abzuhelfen ſeyn! gab ich zur Antwort, und verbarg meinen Unwillen, weil ich dem fröhlichen Dorfe die Luſt des Tages nicht verderben wollte.

Wir kamen zum Schloß. Der Pfarrer, der Beamte und der Schullehrer bewillkommten uns vor dem eisernen Gitterthor, und der ganze Hof wimmelte von Menschen. Vor der Thüre standen wieder Mayen und Musikanten darum her. Beym Aussteigen übergab mir ein weißgeputzter, mit Bändern gezierter Knabe beyliegendes Glückwünschungsschreiben *), indem er noch ein auswendig gelerntes Kompliment mit vielem Anstand machte. Den Glückwunsch hat der Knabe selbst aufgesetzt und geschrieben. Du kannst Dir daraus, liebe Theodore! einen vortheilhaften Begriff von der Traubenheimer Dorfsschule machen. Ein mit Kränzchen aufgesetztes und gleichfalls weiß gekleidetes Mädchen übergab mir in einem Körbchen, daß einer der Schulknaben geflochten hat, 6 Paar baumwollene Strümpfe als ein Meisterstück aus der Arbeitsschule, die ich Dir schon mündlich beschrieben habe. Daß man sich aber auch in Traubenheim auf die Galanterie versteht, siehst Du, Geliebte! daraus, daß unter den Strümpfen 3 Paar Frauenzimmer Strümpfe waren, die ich Dir hier schicke. Ein ländlichers Geschenk könnte ich Dir wohl nicht machen — ich schicke es ja — — vom Dorfe, und als ein Kunstwerk unserer Ortskinder, wirst Du deßwegen auch einen Werth darauf legen, ob es mich gleich noch dazu auch ein Gegengeschenk kostete, das am Ende auch zu Mayländer Strümpfen

*) Welches hier aber weggelassen ist.

pfen zugereicht hätte. Mehr aber als das Trankgeld war in den Augen des Dorfes die Ehre werth, daß ich noch vor der Huldigung ein Paar dieser Strümpfe anzog, und so vor der Gemeinde erschien.

Die Huldigung selbst gieng, wie gewöhnlich, von statten. Redlich, der Beamte, hielt eine kleine Rede an das Volk, die mir sehr wohl gefiel. Nach der Huldigung kam auch mich der Kitzel an, ein Probstück meiner Redekunst abzulegen. Und hier, liebe Theodore! hast Du die ganze Predigt so, wie ich sie aus dem Stegreife gehalten habe. Du weißt, daß mich ein Soldat und Pfarrer zugleich erzogen, und in die Wette geschult haben, und mußt Dich also nicht wundern, wenn meine Anrede ein wenig zwitterhaft ausgefallen ist.

„Ich kann den Ort, an welchem ich euern Handschlag empfangen habe, sagte ich, nicht verlassen, ihr lieben Unterthanen! ohne euch herzlich zu danken für die ländlichen Freuden, die ihr mir und meinen Angehörigen heute gemacht habt. Von euern Vorgesetzten habt ihr das stattlichste Zeugniß, und ich hoffe, daß ihr euch künftig des Lobes immer würdiger machen werdet, so wie ihr von mir überzeugt seyn dürft, daß ich immer eure gute Seite erkennen, und euer Freund seyn werde. Mein Schwager, Herr von Marschland auf Langenhausen, wird in gewöhnlichen Fällen meine Stelle vertreten, in außergewöhnlichen aber werde ich mir selbst Bericht erstatten lassen, und für euch sorgen. Ich empfehle euch hiemit Gehorsam gegen ihn und

ge-

gegen den Herrn Verwalter. Beyde werden als treue Vormünder für euch sorgen. Beyde besitzen schon euer Zutrauen und eure Liebe; ich lasse euch also in guten und erwünschten Händen zurück. — Eins aber, woran ich heute zufälliger Weise erinnert worden bin, muß ich euch selbst mündlich noch vortragen. Es ist Jammerschade, daß so wackere, fleißige Leute noch nicht darauf gekommen sind, die morastige Strasse, die mein Großvater mit Recht nur die Froschgasse hieß, auszubessern. Eure Gesundheit muß durch die faulen, feuchten Dünste nothwendig leiden; Fremde, die durchreisen, halten euch für liederlich, und schelten über euch, wenn sie den schlimmen Weg paßiren; an Geschirr, und Vieh und Kleidern ruinirt ihr alljährlich eine Menge, und vielleicht mehr, als was ihr hineinstecken müßt, wenn ihr sie gehörig pflastern läßt. Dem Herrn Verwalter hab' ich indeß zu eurer Erleichterung aufgetragen, euch dazu 200 fl. aus der Amtskasse zu schenken, und dafür zu sorgen, daß die Hand- und Viehfrohn gehörig ausgeschlagen, und das Werk noch heuer angefangen wird; aus eurer Willigkeit aber werde ich erkennen, ob ihr mich lieb habt.

Vivat der gnädige Herr! schrie Bernhard, und alle stimmten mit ein. Darauf dankte er im Namen der Gemeinde für das Geschenk, und gab mir nebst denen, die zunächst standen, die Hand darauf, daß mein Vorschlag pünktlich solle befolgt werden.

Uiber Tisch waren wir zu sechzehn, worunter nebst dem Pfarrer und Beamten und Schullehrer von

Trau-

Traubenheim der Schultheiß und drey vom Dorfsgerichte waren. Wir tranken alle zusammen laute Gesundheiten, und liessen uns den Wein aus einer alten Kanne schenken, mit der mein seliger Großvater vor sechzig Jahren von der Gemeinde war bewillkommt worden. Vor Vergnügen blieben wir bis spät in die Nacht. Im Wirthshause war Musik für die Jugend. In jedes Haus aber ließ ich, wie gewöhnlich, einen kleinen Willkomm von Brod und Wein vertheilen.

Und nun, gute Nacht, liebe Theodore! Der Brief ist ohnehin bis zur Ungebühr lang; aber wer kann sich mit Dir satt schwätzen? Nächstens mehr, und bald ein gesundes, freudiges Wiedersehen! Bis ins Grab

Dein

Burkhard.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ah, das iſt luſtig! Auf die Huldigung kömmt nun auch die Hochzeit.

(Dritter Brief.)

Langenhauſen, den 1. Juny 1753.

Deine Antwort auf meinen erſten Brief, liebe, gute Theodore! muß einem zweyten Brief von mir auf dem Wege begegnet ſeyn. Hoffentlich iſt dieſer ſammt dem Ehrengeſchenke, das ich Dir machte, ſchon in Deiner Hand. Hoffentlich auch ſchon wieder eine Antwort auf der Reiſe. Ich kann Dir nicht ausdrücken, was Deine Briefe für mich ſind. Ich las, und konnte mich nicht ſatt leſen, bis ich von meinem Schwager geſtört, und zum Abendtiſche gerufen wurde.

Zu Traubenheim war ich indeß fünf- oder ſechsmal; einmal beym Pfarrer und zweymal beym Verwalter. Ich muß Dir doch eine kleine Schilderung von den Leuten machen, die Du hier antreffen wirſt. Der Pfarrer Helfrich iſt ein Mann von beyläufig dreyßig Jahren und etwas darüber, ein Franke von Geburt, den ſein Bruder von Langenhauſen meinem Großvater empfohlen hat. Die Gemeinde war Anfangs nicht zufrieden mit ihm, weil er zu viel Feinheit mitgebracht haben ſoll, die den Bauern zu hoch war, wie der Thee; nun aber wird er allgemein geliebt, und hat ſich ganz in den Ton geſtimmt, aus

wel-

welchem man mit Landleuten ſprechen muß. Ich habe ihn predigen gehört, und ungemein viel Lebhaftigkeit und Faßlichkeit in ſeinem Vortrage gefunden. Stiller aber und ſittſamer ſah ich noch keine Gemeinde in der Kirche. Groß und klein iſt ruhig — andächtig, und während der Predigt geſpannt aufmerkſam. In der Chriſtenlehre antworteten die Kinder zu meiner Verwunderung; ſelbſt die Verheuratheten ſind in Menge dabey, und halfen ein, wenn die Kleinern etwas nicht wußten. Sein Vorfahrer, der jetzt Pfarrer in Bergfelden iſt, hat ihm meiſterlich die Bahn gebrochen, und ſein Schulmeiſter arbeitet ihm vor, wie keiner im Umkreiſe. Kurz, in Traubenheim haben ſich alle Umſtände vereinigt, dieß Dorf geſittet, lenkſam, wahrhaft chriſtlich und wohlhabend zu machen. Solche Pfarrer, ſolche Beamte, ſolche Schulmeiſter und Dorfsſchultheiſſen und Gutsherren, wie meine Vorfahrer geweſen ſind, müſſen Wilde zu geſitteten Menſchen machen — ſo wie im Gegentheil alles vergeblich iſt, wenn nicht alle Räder zuſammengreifen.

Der Beamte zu Traubenheim, Konrad Redlich, iſt ein Mann von etlich fünfzig Jahren. Er und ſein Weib ſind Muſter einer friedlichen Ehe, und leben noch heute ſo zärtlich für einander wie ein Brautpaar — oder wie wir in unſerm fünfzigſten Jahre leben werden. Er hat eine einzige Tochter, die ſchon ſeit fünf Jahren an dem neuen Verwalter Rollinger zu Langenhauſen verheurathet iſt. Unumſchränkter kann nicht leicht ein Beamter über die Gemü-

müther ſeiner Amtsunterthanen herrſchen. Das Mißtrauen, mit welchem gewöhnlich das Volk gegen ſeine Richter erfüllt iſt, kennt man hier kaum; aber auch ihm hat ein Mann vorgearbeitet, der ſeines Gleichen wenige hat — Wulfing mit Namen, deſſen Schickſal ich Dir erzählt habe. Von Klaghändeln hört man wenig. Unordnungen wird durch ſtrenge Polizey vorgebeugt. Die Blutſäuger der Bauern, ich meyne die Juden, haben wenig Gewerb im Dorfe, weil eine vortrefliche Einrichtung in Anſehung des Schuldenweſens gemacht iſt; und die Gemeinkaſſe hat Redlich ſchon vor mehreren Jahren in eine Leihbank umgeſchaffen, aus welcher arme Leute, wenn ſie einiger Gulden bedürfen, das Geld um billige Zinſen bekommen, aber zur beſtimmten Zeit wieder zurück bezahlen müſſen. Er iſt ungemein aufgeweckt und munter, auch in Geſellſchaft ſeiner Bauern, doch immer ſo, daß er ihnen nur ein Beyſpiel giebt, wie man mit gutem Anſtand luſtig ſeyn kann. Sein Aeuſſeres nimmt ſchon für ihn ein, wohlgewachſen, von freundlicher Geſichtsbildung und männlichem Anſtande. Faſt wirſt Du glauben, liebe Theodore! daß ich Dir eine Fabelwelt ſchildere, oder daß mich die Vaterliebe gegen die Fehler meiner Kinder verblende; gewiß aber wirſt Du mit mir einſtimmen, wenn ich Dich einmal in Traubenheim einführe, um Dich mit dem Dorfe bekannt zu machen, das in Dir eine Mutter finden ſoll.

Dieß iſt wahrſcheinlich der letzte Brief von hier. Kömmt keine ganz beſondere Hinderniß dazwiſchen;

ſo

ſo reiſe ich am 14ten dieß Monats wieder ab, um Dich ganz zu der Meinigen zu machen.

Burkhard reiſte zur beſtimmten Zeit in Geſellſchaft ſeiner Mutter nach München ab, und wurde bald nach ſeiner Ankunft dem Fräulein von Windseck angetraut. Ulrich Wenner, ein Sohn des Franz und Enkel des Niklas, begleitete den gnädigen Herrn; denn die Sitte, jedesmal einen Bauernſohn auf Reiſen mitzunehmen, ſcheint in der Traubenheimer Familie erblich zu ſeyn. Ulrich blieb bis zur Rückreiſe der alten gnädigen Frau in München, ſtreifte die ganze Gegend durch, erkundigte ſich nach allem, was ihm merkwürdig war, und kam erſt in Mitte des Septembers mit der gnädigen Frau wieder zurück.

Burkhard und Theodore waren indeß ein glückliches Paar, und Marianne von Traubenheim eine der glücklichſten Mütter, geliebt und geehrt von ihren Kindern.

Nichts blieb ihr zu wünſchen übrig, als die Freude, bald einen Enkel zu küſſen; aber dieſe Freude wurde ihr ſpät zu Theil. Burkhards Gemahlinn befand ſich zwar ſchon guter Hoffnung, als ſie das erſtemal zum Beſuche nach Langenhauſen kam; ihre Niderkunft aber war ſo unglücklich, daß Theodore kaum mit dem Leben davon kam, und das Kind unter den Händen des Geburtshelfers ſtarb. Noch fünf unglückliche, theils zu frühe Niederkunften folgten nach, und die Aerzte verzweifelten, ob Theodore jemals eine glückliche Kindesmutter werden könne; denn, ihrer Ausſage nach, war ſie durch allzu ſtar-

kes Schnürren verdorben, und daher bey etlichen Niederkunften in augenscheinlicher Todesgefahr.

Agnes von Marschland hatte während deß Rachels Schicksal — und Marianne that Anfangs auf die Großmutterfreuden Verzicht.

Traubenheim und Langenhausen schienen also nach kurzer Zeit wieder in fremde Hände zu fallen. Theodore war darüber ihres Gemahls wegen in zärtlichen Sorgen. Sah er nur eine Viertelstunde trüb vor sich nieder: so hielt sie es für eine Folge ihrer kinderlosen Verbindung. Oft weinte sie darüber im Stillen, und hielt alle Tröstungen und Versicherungen ihres Burkhards für Verstellung.

Gegen das Ende des Jahres 1762 fühlte sich Theodore zum siebentenmal in gesegneten Umständen. Diese Entdeckung setzte die ganze Familie in Besorgniß für ihr Leben; Theodore allein war voll Hoffnung und guter Aussicht; sie hoffte wenigst zu sterben, wenn sie auch das Glück nicht haben sollte, Mutter eines lebenden Kindes zu werden. Burkhard überredete sie, mit ihm nach Traubenheim zu reisen, ihrer Niederkunft dort abzuwarten, und sich der Geburtshilfe des geschickten Lieberichs zu bedienen. Theodore lebte bey diesem Vorschlag neu auf, und traf im Merz 1762 mit ihrem Gemahl in Traubenheim ein. Nach einigen Wochen nahte sich die Stunde ihrer Niederkunft, und Lieberich genoß der unaussprechlichen Freude, sie von einem gesunden Knaben zu entbinden. Die Thränen der Angst lösten sich nun auf einmal in Freudenthränen auf; aber wer könnte das

Ent-

Entzücken und fröhliche Getümmel beſchreiben, das von dem Augenblick in Langenhauſen und Traubenheim herrſchte?

Glücksgüter ſind immer um ſo erfreulicher, je länger man ſie gewünſcht, und je weniger man ſie gehofft hat. Aber ſelbſt Theodorens Mutterfreude glich dem Entzücken der Großmutter nicht, mit dem ſie ihren erſten und einzigen Enkel an's Herz drückte. Gott Lob! rief ſie, Guſtav und Heinrich ſollen nicht abſterben! — Burkhard überraſchte ſie daher höchſt angenehm, als er ihrem Enkel zum Andenken an ſeinen Groß- und Urgroßvater in der heiligen Taufe die Namen Guſtav Heinrich ertheilen ließ. O Knabe! rief ſie aus, indem ſie den kleinen Guſtav Heinrich in die Arme ſchloß, wenn du deinem Namen einſt Ehre machſt, und ein Guſtav und Heinrich wirſt! Aber Thränen ſanken ihr bey dem Namen Heinrich auf den lachenden Enkel.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Es ſoll immer noch beſſer werden in Traubenheim; denn auch das Hutweſen wird verbeſſert.

Nicht lange nach der Niederkunft ſeiner Gemahlinn wurde Burkhard nach Mannheim berufen, und von da aus wieder nach München geſchickt. Seine Theo-

do-

dore ließ er in Traubenheim unter der Aufsicht seiner Mutter; kam zweymal von Baiern aus, sie und ihren Säugling zu besuchen; aber erst im Sommer des folgenden Jahres nahm er sie mit sich nach München zurück.

Einen für Traubenheim erheblichen Vorfall erzählt sie ihm indeß in folgendem Briefe vom 1. Januar 1703.

Daß ich Euch immer Liebes und Gutes wünsche, trauter Burkhard! habt Ihr wohl nie bezweifelt. — Ich kann also den Wunsch zum neuen Jahr weglassen. Gott hat uns bisher nicht nur das Bessere für's Angenehmere gegeben, sondern auch im vorigen Jahre unsern liebsten Wunsch erfüllt. O! der Knabe macht mich unaussprechlich glücklich! Sein Lächeln, sein Streicheln und Lallen und selbst sein unbändiger Muthwille haben so viel Süsses für mich, daß ich mich oft fragen muß: Was würde aus dir werden, Theodore! wenn Gott deinen Gustav Heinrich zurücknähme? — Und doch knüpft sich mein Herz immer fester an ihn! Nur von unserer lieben Mutter werde ich übertroffen, die ganz allein für das Kind zu leben scheint.

Schwager Marschland und Agnes besuchen mich fleißig; aber ich war nur ein einzigesmal bey ihnen, weil ich den unbändigen Kleinen nicht gerne dursten lasse.

Und nun eine Nachricht, lieber Burkhard! die Deinem Herzen, ich weiß es, nahe gehen wird, lieber Burkhard!

Unſer braver Verwalter, Konrad Redlich — iſt nicht mehr! Am heiligen Chriſttage morgens war er noch in der Kirche; nach Tiſch überfiel ihn plötzlich ein außerordentliches Stecken; Lieberich öffnete ihm eine Ader; er erholte ſich wieder ein wenig; Deine Mutter und ich beſuchten ihn gleich; aber er ſprach nur wenig, und drückte uns beyden die Hand, um damit zu verſtehen zu geben, daß ihm das Sprechen hart ankomme. Marſchland kam noch am Abend des nämlichen Tages in Geſellſchaft des Amtmanns Rollinger und ſeiner Frau, ihn zu beſuchen; Redlich hatte ſich indeß wieder ein wenig geſammelt, ſprach noch mit unſerm Marſchland über Amtsangelegenheiten, und tröſtete ſeine weinende Familie. In der Nacht von 25 bis 26ſten Dezember kam aber der Steck- und Schlagfluß wieder, und riß unerwartet ſchnell den weiſen und guten Mann aus unſerer Mitte. Wir alle waren faſt untröſtlich, und jetzt noch fallen mir Thränen auf's Blatt. Schwager Marſchland hat Dir wahrſcheinlich ſchon Bericht erſtattet. Vor drey Tagen war die Beerdigung des wahrhaft guten und rechtſchaffenen Beamten. Der Auflauf aus der Nachbarſchaft war ſo groß, daß während dem Seelenamte mehr als hundert Menſchen außerhalb der Kirche am Freythof bleiben mußten. Den Kummer und das Wehklagen der Gemeinde kann ich Dir nicht beſchreiben. Deine Mutter und ich haben die Wittwe geführt. Deine Schweſter gieng mit ſeiner Tochter — der Beamte von Langenhauſen und Schwager Marſchland begleiteten ihren Mann

in der Trauer. Man redet in der Nachbarschaft davon wie von einer Seltenheit. — Wie wenig Achtung und Dankbarkeit gegen treue Diener muß unter Herrschaften seyn, wenn man so etwas merkwürdig findet! Seine Begräbniß haben wir ihm neben den Uiberbleibseln Wulfings angewiesen, und Du, Lieber! setzest ihm doch ein kleines Grabmaal? Nicht wahr?

Der alte Pfarrer Heilmann von Bergfelden, der auch auf der Leiche war, hat Deine liebe Mutter und mich gebethen, für seinen ältesten Bruder Jakob, der schon mehrere Jahre bey dem Verstorbenen in der Schreibstube gewesen ist, und nachher auf dessen Kosten studiert hat, ein Fürwort bey Dir einzulegen. Redlich hat ihn oft gelobet; auch bey der Gemeinde ist er noch in so freundschaftlichem Andenken, daß wohl das Amt nicht besser als mit ihm wieder besetzt werden kann; doch, das steht einzig und allein in Deinem Willen, lieber Burkhard! Der alte Heilmann hat mir indeß das beyliegende Bittschreiben übergeben, und seinem sehnlichen Verlangen, ein Wörtchen für seinen Bruder zu reden, konnte ich doch nicht ganz widerstehen. Seit drey Jahren ist er schon herrschaftlicher Verwalter, und sehnt sich nach einem bessern Stückchen Brod, dessen er auch werth seyn soll. Vielleich ist er Dir von Person bekannt.

Lebe wohl, lebe lange, lebe für mich und unsern Kleinen! Viele Grüße von Mutter, Schwager und Schwester; besonders aber von Deiner Dir

ewig treuen Theodore.

Theodorens in diesem Briefe enthaltene Wünsche wurden genau und bald von ihrem zärtlichen Gatten erfüllt. Redlich erhielt das Grabmaal, das ihm Theodore erbethen hatte. Der Stein steht neben dem, welchen der Verstorbene seinem Erzieher, einzigen Wohlthäter und geistlichen Herrn Vetter, dem ehemaligen Pfarrer in Traubenheim, Anton Ehrlich, und seinem Firmpathen Wulfing setzen ließ, und hat die ganz einfache Aufschrift:

Seinem
treuen Diener und Freunde
Konrad August Ehrlich,
Beamten in Traubenheim,
gebohren 1701, und gestorben 1763,
setzt
dieß Denkmaal aus Dankbarkeit
der Gutsherr
Burkhard Julius von Traubenheim.

Auch erhielt Jakob Heilmann ohne Weigerung gleich darauf den Dienst. Redlichs zurückgelassene Wittwe zog zu ihrem Schwiegersohn Rollinger nach Langenhausen, und beschloß bey ihm ihr Leben in Ruh. Im Sommer 1763 wurde Heilmann vom gnädigen Herrn, als er eben seine Gemahlinn abholte, der Traubenheimer Gemeinde unter dem Titel eines Amtmanns vorgestellt. Schon während seiner ersten Verwalterey hatte er sich sehr stark auf die Landwirthschaft verlegt, und übertraf wirklich in die-

ſem Stück ſeinen Vorfahrer, ſo zwar, daß er zur Verbeſſerung des Bauernweſens in Traubenheim ungemein viel beytrug. An Herrn Wolfgang von Marſchland, der ſich mit aller Leidenſchaft auf Wirthſchaftsangelegenheiten verlegte, um nicht in Langenhauſen ein Müßiggänger zu werden, fand er einen eifrigen Beyſtand. Gleich im erſten Monate ſeines Aufenthalts in Traubenheim brachte er die Polizey des Hutweſens in beſſere Ordnung. Vor ſeiner Zeit hatten die Hirten das Recht, nach Gefallen Schaden zu thun. Mit Anbruch des Frühlings lagen ſie mit ihren Heerden auf den Wieſen; Schaf- und Kühhirte liefen einander den Rang ab; das Vieh benagte die jungen Grasſpitzen, daß die Wieſen ihren Trieb verloren; traten eine Menge Gras in den feuchten Boden; in ihren Stapfen fieng ſich das Waſſer, und die Gräſer faulten darinn ab. War der Schäfer mit ſeinen Schafen zuvor gekommen, ſo wollte das Hornvieh nicht mehr darauf weyden, und keine Witterung war ſo feucht, in der man nicht austrieb, und die Wieſen verdarb. Uiber den ungeſunden Thau, der des Morgens am Graſe hieng, bekam das Vieh Krankheiten, und die Leute klagten dann über Verlurſt, ohne zu wiſſen, woher er kam. Des Winters hüteten die Bauern ſelbſt ihre Schafe auf das dichte Korn, und lieſſen ihre eigenen Aecker ſo zuſammen nagen, daß oft mehr als ein Zehntel zurück blieb.

Nun gab aber Heilmann folgende Hutpolizey:

1. Daß nur im Herbſte das Vieh auf die Wieſen getrieben werden durfte; im Frühling hingegen ſchlechterdings nicht, weil dadurch der Graswuchs gehindert wird.

2. Kleeäcker, die erſt im Frühling waren angeſprengt worden, mußten auch im Herbſte ganz geſchont, und die übrigen eben ſo wie die Wieſen behandelt werden.

3. Damit es bey dieſer Einrichtung nicht an Weyde fehlte, wurde die zu ſtarke Schafheerde bis auf die Hälfte herab geſetzt, und jedem Dorfseinwohner nach Verhältniß ſeiner Güter genau beſtimmt, wie viel er Schafe halten durfte.

4. Bey naſſer Witterung durfte kein Vieh, wie es auch heiſſen mochte, auf Wieſen und Kleefelder getrieben werden.

5. Keine Heerde durfte früher auf die Weyde, als bis der Morgenthau abgetrocknet war; ſo wie auch wieder eingetrieben werden mußte, ehe Abends der Thau fiel.

6. Der Hirt mußte bey Strafe vor dem Austreiben ſein Vieh zur Tränke bringen, damit es nicht vor Durſt aus jeder Pfütze trank, und davon Krankheiten bekam.

7. Allenthalben hatte das Hornvieh den Vorrang vor den Schafen; denn das Rind bedarf langes Gras; die Schafe aber hingegen können auch das kürzere abnagen, und iſt ihnen auch geſünder. Das

Rind

Rind hingegen frißt nur mit Widerwillen auf einer Weyde, auf welche ſchon Dung und Urin der Schafe gefallen iſt.

8. Schweine und Gänſe durften gar nicht auf Wieſen, weil erſtere durch Wühlen und Ausraufen der Graswurzeln entſetzlichen Schaden anrichten; letztere aber gleichfalls durch Abnagen und Ausraufen der Narbe ſehr nachtheilig werden.

9. Wegen der Holzungen blieb es beym Alten. Kein Vieh durfte mehr in den Wald; auch die Schweine nicht. Die Eicheln mußten geklaubt, vertheilt, und im Stalle verfüttert werden.

Dieſe Polizeygeſetze machten unter dummen Leuten gewaltig viel Aufſehen; aber der alte Obriſt hatte die Gemeinde gewöhnt, bey dergleichen unvernünftigen Klagen nicht allzu laut zu werden, und der junge Herr von Marſchland unterſtützte die Vorſchläge Heilmanns ſo nachdrücklich, daß der ganze Widerwille des Volkes mit unnützem Gewäſch abgieng. Veit Janhagel war es allein, der ſich mit Gewalt dagegen ſtemmte, und ſeine Ochſen mit eigner Hand auf die Wieſen trieb. Heilmann aber ließ ihn drey Tage in die Waſſerſchenke ſetzen, mit der ernſtlichen Drohung, daß ſein Vieh in die Gemeinkaſſe verfallen würde, ſobald er noch einmal darüber würde betroffen werden, und hiemit war der ganze Aufruhr geſtillt.

Auch machte der Amtmann den Bienenfreunden des Dorfes den Vorſchlag, gemeinſchaftlich etliche

feſt

feſt verſchloſſene Bienenſtände zu bauen, die Bienen in Geſellſchaft zu halten, und einem ſachverſtändigen Manne zur Aufſicht zu übergeben. Manche von uns, ſagte er, verſtehen nicht recht, wie man mit Bienen umgeht, oder trauen ihnen nicht recht aus Furcht des Stichs, oder ſind ſelten zu Hauſe, ſo, daß ihnen die Schwärme durchgehen, bis ſie vom Felde kommen; manchmal fehlt's an Geld, Futter zu kaufen, und die armen Thierchen verhungern; manchmal an einem guten Platze. Mit Einem Worte, viel geſcheider wäre es, wir ſtellten unſre Bienen alle zuſammen, und ſchlügen dann aus, wie viel jeder am Gewinn zu forderr. habe. Ein verſtändiger Bienenfreund, etwa ein ſitzender Handwerker, der immer zu Hauſe bleibt, bekäme die Aufſicht darüber, und zur Belohnung, ſo oft geſchnitten oder geſtoſſen wird, einen gewiſſen Antheil am Honig. Käme ein Unglück über den einen oder andern Stock: ſo müßte die ganze Geſellſchaft den Schaden tragen, ſo wie ſie auch jeden Gewinn mit einander theilte. — Vom gewonnenen Honig würde demnach ſo viel verkauft, als die Koſten betrügen; das übrige aber nach Maßgabe des Einſatzes an die Mithaber vertheilt. Auf dieſe Weiſe hätte jeder jährlich einen kleinen Gewinn und keine Mühe. —

Die Sache leuchtete den Leuten ſo ziemlich ein; aber doch meynten ſie, daß man es lieber erſt im Kleinen anfangen ſoll. Ihrer zwanzig, unter welchen auch der Amtmann war, gaben jeder zwey Stöcke von gleicher Güte her, und lieſſen einen groſ-

ſen

ſen Stand gemeinſchaftlich bauen. Ein Schuhmacher, der einen ſchönen Platz am Hauſe zum Bienenſtand hatte, und damit gerne umgieng, bekam die Aufſicht, und gleich im erſten Jahre ſchlug es gut ein, ſo, daß nach und nach immer mehrere beytraten, und die eigenen Bienen ganz abgehen lieſſen. Vor zehn Jahren bekam ein Sohn des Peter Rulli das Haus, verpachtete ſeinen ganzen Garten an die Bienengeſellſchaft, und ſeit der Zeit wird die Bienenzucht ſo ſtark in Traubenheim getrieben, daß die Geſellſchaft alle Jahre einen merklichen Gewinn zieht. — So viel vermögen Menſchen, wenn ſie ohne Neid und Mißtrauen treu und ehrlich zuſammen halten; aber noch iſt, meines Wiſſens, Traubenheim das einzige Dorf in Franken, wo eine ſolche Anſtalt zu finden iſt.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Gottfried und Ricke dürfen wir doch nicht vergeſſen — und leider! die theuern Jahre nicht.

Gottfried und Ricke ſind doch wohl nicht ſo weit vergeſſen, daß ich bey der Wiedererwähnung ihrer Namen noch einmal ſagen müßte, wer ſie waren, und wie verdient ſie ſich um unſer Dörflein gemacht haben? aber ihre Gräber kann ich nicht vorübergehen,

hen, ohne darauf eine dankbare Hand voll Erde zu ſtreuen.

Ricke ſtarb ſchon im Herbſte 1758 an der Auszehrung. Die Geſchichte ihrer Krankheit iſt zu merkwürdig, als daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen könnte. Ein Jude brachte einmal ein Mieder in Rickens Haus; betheuerte, daß es von einer geſunden Perſon ſey, und ſo kaufte ſie's ihm ab; aber ſie hatte nur wenige Monate das Mieder getragen, als ſie unverhofft einen Anſatz zur Schwindſucht bekam. Alle Mittel dagegen waren vergebens. Sie ſtarb in ihrem 39ſten Jahre ohne Rettung dahin. Ihr Bruder verfiel zuerſt auf die wahrſcheinliche Urſache, und da er weitere Nachfrage hielt, erfuhr er, daß eine benachbarte Beamtens Frau, die an der Schwindſucht geſtorben war, das Mieder getragen hatte.

So gefährlich kann oft der Ankauf alter Kleidungsſtücke werden. Nicht nur Ausſchläge, Krebsſchäden und dergleichen ſind anſteckend, ſondern auch namentlich die Schwindſucht. — In den meiſten Gegenden von Italien, Portugal müſſen nach einem ausdrücklichen Polizeybefehl die Betten und Kleider der Schwindſüchtigen ohne Nachſicht verbrannt werden, und Aerzte weigern ſich ſogar, Menſchen, die an dieſer Krankheit ſterben, zu öffnen, weil ſie es ihrer eignen Geſundheit für gefährlich halten. In Deutſchland hingegen legt man ſich ſorglos zu einer ſchwindſüchtigen Perſon, Trotz der anſteckenden Morgenſchweiße, ins Bett, trägt ihre Kleider ohne Anſtand,

ſtand, und glaubt alle nur mögliche Sorgfalt angewandt zu haben, wenn man den Verſtorbenen nichts ins Grab mitgiebt, was ein noch Lebender getragen hat, und ihm ein Stück Waaſen oder Brett unter das Kinn legt, damit er nicht etwa an einem Bande oder am Sterbküttel zürren kann, weil außer dem leicht derjenige, von welchem etwas in den Sarg gekommen iſt, oder gar die ganze Familie nachſterben könnte.

Mit ſolchen närriſchen Grillen martern ſich viele Menſchen in der Welt, und in wichtigen Dingen leben ſie ohne Vorſicht dahin. Freylich wohl hat man Beyſpiele genug, daß Leute bey Schwindſüchtigen geſchlafen, oder ihre Kleider getragen haben, ohne die nämliche Krankheit zu bekommen; aber immer bleibt es Verwegenheit, und wer ſich ohne Noth in Gefahr giebt, womit ſoll er ſich tröſten, wenn er darinn umkömmt.

Schon während Rickens Krankheit übernahm ihre Söhnerinn, Schulmeiſter Richards Weib, Johanne, die Arbeitsſchule. Ihre vier eigenen Kinder liefen aus der Hand, und, ohne ſie zu verwahrloſen, konnte ſie täglich mit ihnen in der Arbeitsſchule ſeyn. Sie übertraf an Geſchicklichkeit ihre Vorfahrerinn, und beſaß eine ganz eigene Zärtlichkeit in der Unterweiſung. Die freundliche Sitte, mit der ſie die Kinder behandelte, war zugleich ein Sporn zum Fleiß, und ein Muſter zur Nachahmung.

In der ganzen Gegend ist vielleicht kein Dorf, wo man so freundliche Gesichter und so einschmeichelnde Stimmen unter den Bauersleuten antrifft; denn gewöhnlich behandeln die Menschen andere Leute eben so, wie sie sind behandelt worden, da sie noch Kinder waren. Wer von Jugend auf fast kein liebreiches, freundliches Wort hört; wer bloß unter Jagen und Treiben, unter Purren und Schelten aufwächst, wie kann der sich an freundliche Reden und an eine sanfte Gemüthsart gewöhnen? — Es ist daher bloß ein Werk der Erziehung, daß fast ganz Traubenheim vom Geiste der Traulichkeit beseelt ist; die Ehen sind fast durchgängig einträchtig; Kinder sind bescheiden und liebreich gegen ihre Eltern, und Fremde, die dahin kommen, mögen gerne unter den freundlichen Geschöpfen verweilen.

Nach Rickens traurigem Ende nahm Gottfried seine Nichte, die jüngere Tochter des Baders Lieberich, zu sich als Haushälterinn, und starb 1766 in seinem 70sten Jahre, von allen guten Menschen beklagt. Unter ihm kam die Baumzucht in Traubenheim auf's Höchste; die Gemein- und Herrschaftswaldungen ließ er im besten Zustande zurück; vom Wildschaden wußte der Landmann fast gar nichts; die Felder der Landleute waren ihm so werth, daß er Jagden oft des Morgens wieder absagen ließ, wenn in der Nacht Thauwetter eingefallen war, um nicht durch das Herumlaufen so vieler Menschen dem Saamfelde Schaden zu thun.

Nach seinem Tode wurden Burkhard von Traubenheim und Wolfgang von Marschland dahin einig, die Wildfuhr von Langenhausen und Traubenheim Einem Manne unter dem Namen eines Revierjägers zu übertragen.

Ich komme jetzt auf einen Zeitpunkt, der in der Geschichte Traubenheims vorzüglich merkwürdig ist; ich meyne die Theurung im Anfange der siebenziger Jahren. Die Fürsten hatten den Getreidhandel gesperrt, und von den Früchten ihrer Unterthanen Magazine gefüllt. Die kleinen Herren machten das Ding im Kleinen nach, und drückten dadurch ihre Bauern um so härter, je weniger Verkehr und Handel in ihrem spannenbreiten Ländchen Statt finden konnte. Theils Orten trugen die herrschaftlichen Kornhaufen jüdischen Wucher, indeß den Bauern jeder Weg zum guten Verkauf abgeschnitten, das Magazin von ihrem Uiberfluße reichlich gefüllt, und doch keinem Armen geholfen war. — Marschland, der gleich Anfangs diesen Anstalten nicht gut war, und nur bis auf weitere Vorkehr die Sperre verhängt hatte, besprach sich daher mit seinen Beamten, Schultheissen und andern verständigen Leuten über bessere Vorkehrung; schrieb deßwillen nach München an seinen Schwager, und machte folgende Anstalt, durch welche die Dörfer Langenhausen und Traubenheim wohlfeiles Brod und überschwenglich viel Geld erhielten:

Beyde Dorfschaften liegen, wie schon bekannt, im ergiebigsten Getreidlande. Mißjahre, in welchen

chen faſt nicht allerwenigſtens ſo viel wachſen ſollte, was zur Erhaltung beyder Orte nöthig iſt, ſind faſt unmöglich. Marſchland und Burkhard hielten es daher für Uiberfluß, ſich auf ſieben egyptiſche Mangeljahre mit Getreid zu verſehen; aber auf Jahr und Tag mußte doch für die Armen geſorgt werden. Zu dem Ende befahlen ſie ihren beyden Beamten zu Langenhauſen und Traubenheim, alle Unterthanen, welche nicht ſelbſt ihr jährliches Brod bauen, für Amt zu laden, und durch ſie gewiſſenhaft angeben zu laſſen, wie viel jeder noch bedurfte.

Da noch niemand die eigentliche Abſicht wußte: ſo fand ſich unter denen, die noch kaufen mußten, nur ſelten ein Betrug; die Bauern aber, die auf den Verkauf Getreid liegen hatten, und ſich vor einem Magazin fürchteten, hörten kaum die Nachricht, als ſie ſchon zum Theil aus Furcht vor einem Magazin das Getreid verſteckten; das war aber überflüßige Sorgfalt. Die beyden Beamten lieſſen ſich auf einen förmlichen Bodenſturz gar nicht ein, ſondern rechneten nur die benöthigte Summe von Getreid zuſamm, ſchlugen in Beyſeyn einiger redlichen und geſcheiden Männer aus, wie viel beyläufig jeder Bauersmann zum Verkauf übrig haben, und verhältnißmäßig an die Armen abgeben könnte. Dieſen Uiberſchlag ſchickte Heilmann an ſeinen Herrn nach München, und erhielt darauf folgendes Dekret, welches der Gemeinde öffentlich bekannt gemacht wurde:

Da bey dem ergiebigen Getreidbau zu Traubenheim und bey der rühmlichen Verbesserung der Landwirthschaft daselbst kein Jahr zu fürchten ist, in welchem nicht überflüßig Getreid zum Unterhalt des Dorfes gebaut wurde, da ferner keine getreidarmen Ortschaften einverleibt sind, für die ich als Gutsherr zugleich mitzusorgen hätte: so halte ich die Errichtung eines eigenen Magazins oder Getreidsperre für überflüßig. Doch aber fordern die ungeheuer steigenden Preise des Getreides und der immer mehr einreissende Mangel desselben eine Vorkehrung, durch welche einer förmlichen Hungersnoth gesteuert wird, und die Freyheit des Verkaufes kann nicht eher gestattet werden, bis nicht für diejenigen Ortseinwohner reichlich gesorgt ist, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen. Ich versehe mich daher zu meinen sämmtlichen Unterthanen zu Traubenheim, daß sie in folgender Verordnung meinen väterlichen Willen anerkennen, und die gute Sache nach Möglichkeit befördern werden.

Nach eingelaufenem amtlichen Bericht sind von den Einwohnern, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen, in Summa 218 Malter Korn und 83 Malter Weizen gefordert worden; das Getreid aber, welches nach Abzug dessen, was jeder Verkäufer selbst genießt, für heuer verkauft werden kann, beläuft sich nebst dem herrschaftlichen Vorrathe auf beyläufig 660 Malter Korn und 500 Malter Weizen.

Nach runder Zahl muß daher jeder Getreidverkäufer den dritten Theil seines verkäuflichen Korns und den sechsten Theil seines verkäuflichen Weizens an die Ortseinwohner abreichen, und zwar das Malter Korn um acht Gulden, das Malter Weizen um zehn Gulden und das Malter Vesen um sechs Gulden.

Welche oberwähnte Getreidsumme nach gemachtem Anschlage auf den herrschaftlichen Boden zu schütten, und von denen, die sich um Getreid gemeldet, sogleich wieder abzufassen ist.

Von diesem Augenblicke an stehet es dagegen jedem frey, mit seinem übrigen Getreidvorrathe nach eigenem Gefallen zu schalten und zu walten.

So wie man sich nun herrschaftlicher Seits aller Willigkeit von der Bauernschaft versieht: so ist man auch gesonnen, selbst mit einem guten Beyspiele voranzugehen, weßwegen dem Amte Traubenheim hiemit aufgetragen wird, sogleich nach Publikation dieser Verordnung den dritten Theil des herrschaftlichen Korns und den sechsten Theil Weizens an die Bedürftigen des Dorfes um eben das Geld abzureichen, und einen Zahlungstermin von Jahr und Tag festzusetzen, binnen welchen jeder unnachsichtlich bezahlen muß, bis zu welchem Termin aber auch jeder andere Verkäufer zuwarten muß.

Sollte gegen alles Vermuthen irgend ein Bauer sich weigern, dieser väterlich gemeynten Verordnung zu gehorchen, oder um ein paar Metzen auf oder ab Streit anzufangen: so ist sogleich sein ganzer

Vor-

Vorrath von Getreid so lange mit Arrest zu belegen, bis von hier aus gegen ihn das Weitere verfügt werden wird. Signatum München, den 9ten Septemb. 1770.

Burkhard Freyherr von Traubenheim.

Das Dorf, welches schon seit der Aernte unter der Sperre geseufzt hatte, war über diese herrschaftliche Verordnung inniglich vergnügt, und jedermann gab seinen Antheil um so williger für den gemäßigten Preis, da nicht nur der gnädige Herr sich selbst dieser Verordnung unterwarf, sondern auch Amtmann, Pfarrer und Schullehrer mit einem uneigennützigen Beyspiele vorangiengen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Theurung kam nicht nach Traubenheim — aber ihre leidige Gefährtinn — die Seuche.

Durch diese weise Veranstaltung wurde der Theurung und Hungersnoth in Traubenheim und Langenhausen ganz vorgebaut; die Verkäufer aber gewannen durch die freye Ausfuhr unglaubliche Summen. Sie verschönerten ihre Häuser, verbesserten ihre Felder, und Taglöhner und Handwerker hatten vollen Verdienst. Diesen noch zu vermehren, ließ der

gnä-

gnädige Herr durch lauter einheimiſche Bauleute ein neues, ſchönes Amthaus errichten; die bisherige Verwalters Wohnung aber wurde reparirt, und zur Arbeitsſchule eingerichtet. In eben den Jahren 1771 und 1772 ließ der Schultheiß Bernhard von dem Ertrage der zu Guſtavs Zeiten angeſäeten Waldung noch eine Gaſſe des Dorfes pflaſtern; auf dem Hauptplatze derſelben den ſchönen Pumpbronnen errichten, der von ihm den Namen führt, und rund um das Dorf eine Allee von Ulmen anlegen, welche jetzt unter die Hauptzierden des Dorfes gehört.

In benachbarten Ortſchaften hauſte indeß die Theurung mit Ungeſtümm. Mittelleute verpfändeten ihre wenigen Aeckerlein für's tägliche Brod. Aermere verkauften ihre Hütten, wanderten nach Pohlen, oder irrten vor Hunger und Kummer im Bettel umher. Die reichen Filze zogen die verkauften Ländereyen an ſich, und wurden in eben dem Grade zu begütert, in welchem ihre Taglöhner und Beyſitzer zu arm wurden. Zu Traubenheim aber kannte man die Hungersnoth nur aus dem Klagen der herumziehenden Bettler und aus dem Geſchrey, welches auswärtige Brodkäufer vor den Beckenhäuſern erhoben. Kein Armer oder Mittelmann kam um ſeine Güter, und die Reichen ſammelten ſich gleichwohl viel Geld.

Der ſtarke Erdäpfelbau verringerte den Aufgang des Getreides, und vermehrte den Verkauf deſſelben; niemand aber dachte daran, ſich mit ungeſunden und kümmerlichen Nahrungsmitteln zu behel-

ſen. Die Seuche, welche gegen das Ende der Theurung ganz Deutſchland ergriff, war daher auch viel weniger tödtend in Traubenheim als in den umliegenden Dörfern; aber den Anfang machte ſie bey einem Manne, deſſen Verlurſt dem Dorfe ſehr empfindlich war.

Schultheiß Bernhard Rudiger hatte unverſehens bey einem Vetter in Purrbach die Seuche geerbet; ſein Weib, die das Uibel für weniger anſteckend hielt, lag bey ihm, und bekam die nämliche Krankheit. Eine Diern und eines ſeiner Kinder fielen gleich darauf in eben das hitzige Faulfieber. Bernhard war — — verloren; ſtarb in völliger Verſtandesverwirrung dahin; etliche Tage nach ihm auch die Diern, und mit genauer Müh wurden noch Weib und Kinder gerettet.

Herr Pfarrer Helfrich ergriff nach dem Beyſpiele ſeines würdigen Herrn Vorfahrers die Gelegenheit, das Volk aufmerkſam zu machen auf das Elend, das noch aus der Seuche entſtehen könnte, wenn ſie nicht unverzüglich Gegenanſtalt machen würden.

Das Hauptſächlichſte, was ihr thun könnt, um der Wuth des Faulfiebers Einhalt zu thun, ſagte er öffentlich am Grabe Rudigers, beſteht darinn, daß ihr

1. alle Kranke von den Geſunden wegbettet, ſobald man nur das geringſte von der Krankheit bemerkt.

2. Niemals zwey Kranke in Ein Bett legt.

3. Auch nicht einmal die Kranken zuſammen in Eine Stube bringt, ſondern im Hauſe ſo vertheilt, daß ſich die faulen Dünſte nicht in Einem Orte zu häufig ſammeln.

4. Durch allerley Mittel die Luft ſo rein als möglich zu machen, oder zu erhalten ſucht. Dieß geſchieht z. B., wenn ihr fleißig die Fenſter öffnet, doch ſo, daß der Kranke nicht in die Zugluft kömmt — Weineßig recht fleißig auf heiſſe Steine oder glühende Schaufeln gießt, und durch Einathmung dieſes geſunden Dampfes der Faulniß bey Kranken und Geſunden ſteuert.

5. Daß ihr endlich unſern geſchickten Dorfsarzt gleich im Anfange der Krankheit ruft, und ſeinen Vorſchriften pünktlich nachkommt.

Alles wollen wir gerne! denkt ihr vielleicht bey euch ſelbſt — fuhr der Pfarrer fort; — aber woher nehmen wir Betten und Stuben für ſo viele Kranke?

Geſcheide Leute müſſen ſich immer zu rathen und zu helfen wiſſen! Nehmt groſſe Lailache, näht ſie zuſammen, füllt ſie mit weichem Heu, oder noch beſſer mit gereinigtem Moos — und ihr habt Betten, die im Nothfalle eben ſo gut, und faſt noch leichter ſind, als eure gewöhnlichen Federbetten.

Glaubt nicht, daß die Kranken gerade alle in der Stube liegen müſſen, damit man hübſch einheitzen kann. Eben durch das Einheitzen macht ihr oft Uibel ärger, zumal bey Faulfiebern.

Ihr Krankenwärterinnen, und überhaupt ihr Gesunde genießt fleißig Eßigspeisen, spült öfters den Mund mit Eßig aus; waſcht euch täglich öfters, und zuweilen am ganzen Leibe; macht euch öfters Bewegungen im Freyen, und ſeht darauf, daß die verordneten Mittel fleißig und ordentlich gebraucht, und die Kranken mit Eſſen und Trinken pünktlich nach der Vorſchrift gehalten werden; dann wird Gott unſre Vorſicht ſegnen, die Seuche wird wenig in unſerm Dorfe um ſich greifen, und bald wieder nachlaſſen.

Die Leute folgten dieſem weiſen Rath, und blieben größtentheils geſund, oder riſſen ſich doch bald wieder durch; nur Veit Janhagel meynte, das hieſſe dem lieben Gott in ſeine Strafgerichte greifen. Trotz aller Ermahnungen und Warnungen legte er ſich zu ſeinem kranken Weibe. Noch zwey kranke Kinder mußten gleichfalls in der Stube bleiben, wo wacker eingeheitzt und zugedeckt wurde. Kein Fenſter durfte man öffnen, aller Qualm blieb beyſammen. Veit! wenn ihr den entſetzlichen Dampf in euerer Stube länger zuſammen haltet, und euch alle zuſamm in die einzige Stube legt: ſo iſt das unſer letzter Beſuch! ſagten einmal der Pfarrer und der Dorfsarzt, die eben beyde zuſammen getroffen waren. Je nun, ſprach Veit ganz kaltblütig und völlig in dem Tone ſeines boshaft dummen Vaters; ſo iſt eben Gott der Herr mein Arzt! Wenn ich geſund werden ſoll, ſo werde ich's wohl ohne Arzney wieder. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag. Er ſtarb, und

drey

drey Leichen wurden bald nach ihm aus dem Hauſe getragen.

Weit heftiger als in Traubenheim wüthete die Seuche in Langenhauſen, wo die Leute nicht ſo folgſam waren. Fünf und zwanzig Menſchen ſtarben in Einem Jahre am Faulfieber; den Beſchluß aber machte die alte gnädige Frau Marianne von Traubenheim. Der Anfall war bey ihr ſo heftig, daß Lieberich gleich in den erſten Tagen bath, noch einen Arzt aus Würzburg zu rufen. Agnes und Marſchland, die um das Leben der guten Mutter äußerſt beſorgt waren, lieſſen kein Mittel unverſucht; aber Marianne ſchlief faſt immer; redete beym Erwachen gewöhnlich irre, und ſtarb endlich von ihren Kindern und allen, die ſie kannten, beweint.

Die in Traubenheim erledigte Schultheißſtelle bekam nun Ulrich Wenner, den wir ſchon aus dem 21 und 24ſten Kapitel kennen. Die ganze Gemeinde freute ſich der Wahl, und ſcheut und liebt ihn bis auf dieſen Tag als einen treuen Vater, und vom Gutsherrn, Pfarrer und Beamten wird er geachtet wie ein Hausfreund.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Tod, auch nur eines einzigen Mannes, bringt oft doch allerley Veränderungen.

Unter beständiger Aufrechthaltung der gemachten Verordnungen giengen also die siebenziger Jahre zu Ende, ohne daß sich außer dem schon Erzählten etwas Merkwürdiges ereignet hätte; niemand aber wird diese Versicherung für ein schlimmes Zeichen halten. Gute Verordnungen sind viel leichter zu geben, als aufrecht zu erhalten Es liegt einmal im Geiste des Volkes, daß die besten Anstalten in kurzer Zeit wieder zurückgehen, ausarten oder einschlafen, wenn nicht immer ein wachsames Aug über sie gehalten wird. An wohlüberlegten und nützlichen Verordnungen fehlt es daher den wenigsten Ländern, aber an Menschen fehlt es, welche sie gehörig durchsetzen und ausführen.

In Traubenheim waren über dieß seit fünfzig Jahren der neuen Einrichtungen und Anstalten so viel gemacht worden, daß man endlich nöthig fand, sich einige Jahre bloß mit der Betreibung und Vollendung derselben zu beschäftigen. Wolfgang von Marschland nahm so lebhaften Antheil daran, daß keine Woche vergieng, in der er nicht nach Traubenheim gekommen wäre, um mit eigenen Augen zu sehen, und den herrschaftlichen Befehlen mehr Nachdruck zu verschaffen. Er führte so ziemlich die stren-

ge Zuchtruthe des verstorbenen Obrists, und sein Schwager Burkhard überließ ihm die Verwaltung des Dorfes fast ganz allein.

Leider aber verlor Traubenheim diesen treuen Freund und Vormund schon im Herbste 1779, da er kaum sein fünfzigstes Jahr angetreten hatte. Nach einem glücklich überstandenen Scharlachfieber wagte er sich zu früh wieder heraus, kam in Regen, verkältete sich, und war in vier und zwanzig Stunden gesund und todt.

Untröstlich über diesen Verlurst schrieb seine Gemahlinn Agnes an ihren Bruder nach München, und übertrug ihm die Hofmarkt Langenhausen, mit der Bedingniß, ihr von selber 1500 fl. Witwengehalt zu geben, und das Gut selbst zu verwalten.

Burkhard Julius, der bey seiner Gesandtschaft noch alle Jahre das ganze Einkommen seines Ritterguts zugesetzt hatte, und seit Maximilians, des Churfürsten in Baiern, Tode geschehenen Vereinigung beyder Churlanden Baiern und der Pfalz außer Wirklichkeit war, hielt es für Pflicht, einmal nun auch in eigner Person für seine Unterthanen zu sorgen; entschloß sich nach Traubenheim zu ziehen, und traf schon im Ferbruar 1780 mit seiner Gemahlinn und dem damals achtzehnjährigen Gustav Heinrich — dem zukünftigen Erbherrn, in Traubenheim ein. Seiner betrübten Schwester wegen verbath er sich alles Bewillkommungsgeräusch; nahm sie zu sich nach Traubenheim, und Theodore, seine Gemahlinn, kannte keine süßere Pflicht als die, ihre trauernde

Schwä-

Schwägerinn über den Tod ihres innigſt geliebten Wolfgangs zu beruhigen. In vertraulicher Einigkeit lebte die Familie unter ſich, und Traubenheim und Langenhauſen waren für den Verluſt des Herrn von Marſchland reichlich entſchädigt.

Bald nach Burhards Ankunft in Traubenheim gieng deſſen einziger Sohn, Guſtav Heinrich, auf die Univerſität nach Heidelberg.

Ich halte es für Uiberfluß, ſagte der gnädige Herr beym Abſchiede deſſelben, dir eine ſtudierte Kindesmagd mitzugeben. Hoffentlich wirſt du nun ohne lebendigem Trichter verſtehen, was deine Lehrer dir ſagen, und den Sporn zum Fleiß in dir ſelbſt finden. — Ich kenne kein verächtlichers Geſchöpf als einen Edelmann, der nichts verſteht, als Haſen zu hetzen, Bauern zu ſchinden, ihren Schweiß zu verpraſſen, und ihre Töchter zu ſchänden. Als künftiger Oberherr deiner Güter mußt du eben ſo tief ſehen, als deine Beamten. Auch ſind die Zeiten ſo ziemlich vorüber, wo man vor einem adelichen Dummkopf noch Reverenzen machte. Verſtand fängt ſchon jetzt an, an allen Höfen mehr zu gelten, als hohe Geburt, und Fleiß mehr, als ſtandesmäßige Faulheit. Redlichkeit aber geht über alles.

— Was ich für deinen Kopf und für dein Herz thun konnte, habe ich gethan. An deiner Erziehung iſt nichts geſpart worden, und böſe Beyſpiele haben wir dir hoffentlich auch nicht gegeben.

Geh hin, und werde nicht nur ein geſcheider und brauchbarer, ſondern auch ein rechtſchaffener

Mann.

Mann. Ein Christ ist besser als ein Edelmann! Sey mäßig, und schone deines Leibes; suche gute Gesellschaften, die dein Herz nicht verderben; bringe nicht mehr durch, als die Noth erfordert, und gewöhne dich frühzeitig an die schöne Tugend der Sparsamkeit, die viele erst dann lernen, wenn ihre Güter verschwendet sind. Dieß ist mein Abschiedssegen! Stößt du ihn selbst von dir, nun dann magst du büssen für deine Thorheit; aber keiner Welt sage, von wem du die Namen Gustav und Heinrich hast; auch sage nicht, daß Burkhard dein Vater ist!

Mit diesen Lehren und Ermahnungen entlassen zog der junge Erbherr unter den beßten Versprechen und Vorsätzen nach Heidelberg.

Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthaltes erwarb er sich die ungetheilteste Liebe aller, die ihn kannten.

Es war damals eben der Zeitpunkt, in welchem die alte Rohheit allmählig abgeschliffen, und die Studentenwelt merklich verfeinert wurde. Zehn Jahre früher würde der junge Herr von Traubenheim wenig Glück unter ihr gemacht haben; jetzt aber erwarben ihm sein männliches Betragen, sein Fleiß, seine Liebe zur Ordnung und Sittlichkeit die aufrichtigste Achtung aller seiner Lehrer und Mitschüler.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ein Gespräch vom Landleben und von einem Rosenfeste.

Wir kommen nun wieder auf den ehrwürdigen Vater dieses edlen Sohnes zurück. Ganz abgezogen vom Wechsel der großen Welt dünkte dieser sich Anfangs in eine so langweilige und einförmige Lage versetzt, daß er sich mehr als einmal in seinen vorigen Posten zurückwünschte.

In der übelsten Laune sprach er einmal darüber mit seinem Pfarrer Helfrich.

Vielleicht geht es Ihnen, gnädiger Herr! wie mir bey meiner Hieherkunft, sagte dieser. An der Tafel meines Grafen hatte ich gelernt, an allen Verhältnissen und Unternehmungen der Fürstenhöfe Theil zu nehmen; aber für einen Bauernhof, für ein Erdäpfelbeet, für eine Reihe Obstbäume, für einen urbargemachten Grasfleck, für eine Dorfsheurath und dergleichen hatte ich gar keinen Sinn. Ein prächtiges Wasserwerk konnte ich bewundern; aber für eine Quelle mit gesunder Brunnkreß war ich ganz blind. Zum Unstern war meine Base, die ich als Köchinn mitbrachte, als gebohrne Städterinn eben so gestimmt wie ich. Nach und nach aber lernten wir beyde, daß es keine reinere Freuden giebt, als auf dem Lande; nur muß man erst Sinn für sie haben. Eine frisch eingebundene Hecke macht mir jetzt mehr Vergnügen, als sonst die kahl geschornen Pyramiden

ei-

eines Hofgartens. Findet ein braver Purſche des Dorfes ein gutes, häusliches Weib, ſo iſt das für mich jetzt ſo wichtig, als ſonſt die Vermählung eines Erzherzogs. Kann ich manchmal zu mir ſagen: Dieß iſt dein Werk! Das geſchah auf deinen Rath, unter deinem Beyſtand, dann fühle ich mich in der Seele geſtärkt. Das freundliche: Grüß Gott, Herr Pfarrer! und der Handſchlag eines Bauermanns, ſein Zutrauen und Beyfall ſind mir jetzt eben ſo belohnend, als in den vorigen Zeiten die unnütze Gnadenverſicherung ſo manchen Kavaliers; doch, wie geſagt, alles will gewohnt ſeyn.

Aber wie haben Sie's angefangen, lieber Herr Pfarrer! um Sich ſo an ländliche Freuden zu gewöhnen? fragte der gnädige Herr.

Ich gab auf alles Acht, was um mich her war, erwiederte Helfrich; ich lernte die Leute des Dorfes vom Schultheiſſen bis zum Viehhirten genau kennen, und nun waren mir alle wichtig. Ich ſah auf jede Waſſerfurche, auf jeden öden Platz; und nun war es mir eine Freude, die eine abgeleitet, den andern urbar gemacht zu ſehen. Ich merkte mir jedes Bäumlein der Dorfsflur, und ergötzte mich an ſeinem Wachsthum. Ich pflanzte mir ſelbſt allerley ein, und was unter meiner Hand gedieh, war mir doppelt angenehm; kurz, ein Krautskopf iſt für mich jetzt eben das, was ſonſt ein Artiſchoke.

Der gnädige Herr fühlte die Wahrheit der Behauptung und die Bewährtheit des Rathſchlages; ſprach von der Zeit an mit jedem Landmanne, der

ihm

ihm auf dem Feld begegnete, lernte seine Unterthanen nach und nach alle kennen, und alle waren ihm wichtig; er machte allerley nützliche Anstalten, und ihr Gedeihen gewährte ihm Freude; er merkte sich jede Kleinigkeit auf der Flur, und jede Verbesserung gab ihm Unterhaltung. Er selbst pflanzte Blumen und Bäume, und dankte in der Folge mehr als einmal dem Pfarrer für seinen herzlichen Rath. Die Unterthanen schmogen sich immer mehr an ihn an; sein Wink war ein Geboth für sie, und kaum konnte er noch begreifen, wie er einst so verblendet hätte seyn können gegen die stillen Freuden eines Gutsherrn im Kreise seiner Unterthanen.

Zufriedener als Burkhard von Traubenheim waren indeß gleich Anfangs seine Schwester Agnes und seine Gemahlinn Theodore. Eins nur schien beyden noch in Traubenheim zu fehlen, und das war nichts geringers als ein — Rosenfest.

Lange schon hatten sie unter einander davon gemunkelt; aber der gnädige Herr sollte nichts davon wissen. Auf einmal wollten sie ihn mit dem Feste selbst überraschen. Der erste Vertraute ihres Geheimnisses war Ulrich Wenner, der Schultheiß.

Etwas im Vertrauen, lieber Herr Wenner! aber schweigen muß er vor der Hand, daß es niemand erfährt! sagte die gnädige Frau zu ihm.

Wenner. Schweigen, gnädige Frau! kann ich manchmal besser als reden.

Theodore. Meine liebe Schwägerinn und ich haben uns verabredet, ein Rosenfest zu stiften.

Wen-

Wenner. Rosenfest? Was ist das für ein Ding?

Agnes. In aller Welt! weiß er denn nicht, was ein Rosenfest ist?

Wenner. Nicht Ein Wort davon! Was Rosen und was Feste sind, weiß ich wohl; aber daß man auch ein Rosenfest feyert, wie ein Aerntefest, das war mir ganz unbekannt.

Theodore. Nein, lieber Wenner! so ist's nicht gemeynt. Ein Rosenfest ist eine Feyerlichkeit, die dem würdigsten Mädchen im Dorfe zu Ehren angestellt wird. Etliche gescheide, unpartheyische Männer wählen aus allen Töchtern die würdigste heraus. Diese wird dann unter Musik und Begleitung zur Kirche geführt, und nach abgehaltenem Hochamt vom Priester am Altare mit Rosen gekrönt, feyerlich eingesegnet, und dem ganzen Dorfe zum Muster vorgestellt; dann zur herrschaftlichen Tafel gezogen, und mit einer kleinen Aussteuer beschenkt. Sieht er, das ist ein Rosenfest.

Wenner. Aber, gnädige Frauen! welches Mädchen im Dorfe ist denn das würdigste?

Agnes. Das müssen eben die niedergesetzten Sittenrichter entscheiden, unter denen er der erste seyn soll; wir wissen es nicht.

Wenner. Nichts für ungut, gnädige Frau! Auf das Sittenrichten versteh ich mich nicht. Ein ganzes Dutzend braver Töchter will ich der Reihe nach nennen; aber die allerbravste, wer mag die bestimmen?

Theodore. Eine muß doch wohl unter den guten die beſte ſeyn?

Wenner. Ja wohl, Euer Gnaden! aber das Ausleſen und Abwägen halte ich eben für ein Meiſterſtück. Eine hat dieſe, die andere jene Tugenden, und alle haben ihre Fehler dabey; wird's dann nicht andere, gleichfalls brave Mädchen, verdrieſſen, wenn ihnen eine Freundinn vorgezogen wird, die's vielleicht eben nicht verdient? — Wenn das ohne Neid abgienge, müßt' es ein rares Beyſpiel ſeyn!

Theodore. Eben der Neid ſoll anſpornen.

Wenner. Anſpornen? — Zum Läſtern und Verkleinern, das laß ich gelten; aber zum beſſer werden wohl ſchwerlich, ſo lange nur ein einziger Preis ausgeſetzt iſt, und bey dem es bloß darauf ankömmt, wie man von einigen Sittenrichtern beurtheilt wird. — Träfe das Loos eine von meinen Töchtern: ſo dürfe ſie den Preis, ſo wahr ich lebe, nicht annehmen.

Agnes. Warum nicht? Wenner!

Wenner. Weil ihr dann das ganze Dorf auf jeden Schritt und Tritt lauern würde, um ihr für die genoſſene Ehre einen Schandfleck anzuhängen. — Wenn ich meines Theils einem Menſchen etwas zu gute thun wollte: ſo gäb' ich's ihm unter vier Augen, um den Leckerbiſſen nicht mit Neid und Läſterung verſalzen zu laſſen. Auch würde ich es für ſchwer halten, ſo viele geſcheide Sittenrichter aufzutreiben, als nöthig ſind; denn die geſcheiden Leute würden ſich faſt alle die Ehre verbitten.

Theodore. (zu Agnes) Hat Wenner Recht oder Unrecht?

Agnes. Vielleicht nicht ganz Unrecht. (gegen den Schulzen) Er hat uns ein Plänchen verdorben, Wenner! aber mich freut es, daß er aufrichtig war.

Wenner. Bey ſolchen Herrſchaften kann man nicht anders als aufrichtig ſeyn. Ich bin daher ſo frey, einen Vorſchlag zu thun, wie das Geld für's Roſenfeſt vielleicht könnte beſſer angewandt werden.

Theodore. Ungeſcheut, Wenner! Er weiß, wie viel er bey uns gült!

Wenner. Geſtern Nachts war ich bey unſerm Herrn Pfarrer; da bekam er von einem guten Freund in München den deutſchen Kirchengeſang, oder die deutſche Meſſe. Schöners und Auferbaulichers kann man ſich nichts denken; wir haben die Lieder zur heiligen Meſſe noch geſtern durchleſen. — O es muß herzerhebend ſeyn, wenn da begleitet von der Orgel alles Volk bey der heiligen Meſſe zuſamm ſingt; gewiß andächtiger, als wenn der Meßner allein ein geradbrechtes Latein herableyert. — Dieſer deutſche Meßgeſang ſollte bey uns eingeführt, und die Büchelchen davon unentgeldlich unter das Volk vertheilet werden, und dazu könnte gleich das Geld vom Roſenfeſt verwendet werden. — Ich zweifle nicht, daß dieß den Traubenheimern überaus gefallen würde.

Mit Freuden nahmen die gnädigen Frauen den Wink des braven Schultheiß an. Burkhard gab den Befehl zur Einführung, und Theodore und Agnes

lieſ-

lieſſen auf ihre Köſten die Lieder bey der heil. Meſſe abdrucken, und zu Langenhauſen und Traubenheim unter das Volk vertheilen. Seit der Zeit ſingt das Volk in beyden Dorfſchaften die deutſche Meſſe, und mit Rührung hören Fremde, die gähling dorthin in die Kirche kommen — den Singenden zu.

Dreyßigſtes Kapitel.

Wo ein armer Menſch und ein gutes Herz zuſammen kommen, giebt's Hilfe.

Wir haben im ehevorletzten Kapitel den jungen Erbherrn Guſtav Heinrich von Traubenheim auf ſeiner Reiſe nach Heidelberg verlaſſen, und nehmen hier den Faden der Erzählung von ihm wieder auf. Auf dem Wege traf er einen armen Studenten an, ließ ihn zu ſich in die Poſtkutſche ſitzen, nahm ihn nach Heidelberg, und theilte mit ihm Zimmer, Holz und Licht.

Mit verſtummendem Danke nahm Kosmann, ſo hieß der arme, dürftige Schüler, die Wohlthat an, und Guſtav Heinrich erfüllte ſein Verſprechen mit ſo vieler Feinheit, daß ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde nicht wußten, daß Kosmann die geringſte Wohlthat von dem jungen Herrn von Traubenheim genoß. Sie lebten vertraut und einig wie Brüder,

und

und arbeiteten gemeinschaftlich, und wo einer eine Freude genoß, da fand man gewiß auch den andern.

Im Herbste 1782 kehrte Gustav Heinrich mit seinem Kosmann nach Traubenheim zurück. Beyde giengen fleißig ins Traubenheimer Amt, und nahmen dem alten Heilmann verschiedene Geschäfte ab. In der herrschaftlichen Mayerey zu Langenhausen machten sie sich mit der Landwirthschaft bekannt, und unternahmen allerley Versuche und Verbesserungen. Unter andern liessen sie rings um den herrschaftlichen Garten eine Menge weißer Maulbeerbäume pflanzen, um mit der Zeit eine Probe mit Seidenwürmern zu machen, die nun wirklich schon gemacht ist, und einen neuen Nahrungszweig für Kinder und alte Leute verspricht. Die übrigen müßigen Stunden brachten sie größtentheils damit zu, sich auf eine Reise durch Deutschland vorzubereiten. Beyden war es darum zu thun, die Reise mit Nutzen zu machen. Sie lasen daher eine Menge Bücher, welche die Lage, Beschaffenheit und Regierungsverfassung, besonders aber den Ackerbau, den Kunstfleiß, die Sitten und Gebräuche der zu besuchenden Länder betrafen.

Im Frühlinge 1784 traten sie mit vielen guten Lehren des alten gnädigen Herrn ausgestattet, und von den Thränen der gnädigen Frau begleitet, nebst ihrem Martin, einem Bauernsohne in Traubenheim, die Reise an. Im Herbste des gedachten Jahres kamen sie mit vielen nützlichen Kenntnissen be-

leichert wieder in Traubenheim an. Die Freude des älterlichen Hauses und des ganzen Dorfes war außerordentlich. Die gnädige Frau ließ vor Entzücken der Jugend des Dorfes einen Freytanz im großen Schloßsaale geben; einige arme Kinder vom Kopf bis auf den Fuß kleiden, und was ihr das gute Herz mehr eingab.

Wenige Wochen nach der Zurückkunft des gnädigen Herrn starb der Beamte Rollinger in Langenhausen. Lange zuvor schon war beschlossen, nach dem Tode des einen oder des andern Beamten die Aemter Traubenheim und Langenhausen in Eins zusammenzuziehen; aber Alters wegen wünschte Heilmann dieser neuen Geschäfte überhoben zu seyn, und Kosmann sollte versorgt werden. — Er wurde also zum Beamten in Langenhausen ernannt, und bekam zugleich die Anwartschaft auf den Traubenheimer Dienst, und bezog im Sommer 1785 das Amt.

Der alte gnädige Herr aber und seine Gemahlinn kannten nun keinen andern Wunsch als den, auch ihren Gustav glücklich vermählt zu sehen, und von ihm Enkel zu erleben, in welchen die Familie Traubenheim, die schon vor anderthalb hundert Jahren dem Erlöschen nahe war, wieder auflebte; aber alle gemachten Vorschläge schienen dem gnädigen Herrn nicht zu gefallen.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Was seyn soll, schickt sich wohl.

An einem schönen Sommerabende gieng einst Gustav Heinrich mit seinem Kosmann im Walde bey Langenhausen spatzieren. Von einer Anhöhe herab, von der sie öfters die schöne Gegend überschauten, und sich der manigfaltigen Farben erfreuten, in denen das Abendroth spielte, sahen sie auf der Landstrasse im Thal eine Kutsche halten, um welche ein Paar Menschen geschäftig herumliefen, und bemüht zu seyn schienen, etwas an ihr zu verbessern. Laß uns doch hinab, sagte der Baron zu seinem Kosmann, vielleicht können wir den Reisenden helfen!

Gleich bey der ersten Annäherung sahen sie ein Mädchen von schöner, freundlicher Bildung, die sich eben mit einem alten Manne — er schien ihr Vater zu seyn — über den kleinen Unfall besprach, und beyde Reisende beklagten indeß nur die gebrochne eiserne Achse bey der weiten Entfernung von einer Stadt. — In einem Dörfchen, drey Viertelstunden von hier, sagte Gustav Heinrich, werden Sie einen Schmid finden, der Ihnen eben so gut als einer in der Stadt aus der Verlegenheit helfen wird. Wollen Sie mir die Ehre geben, mich dahin zu begleiten, so stehen Ihnen Tische und Quartiere in meinem Hause zu Diensten. — Wie heißt denn das Dörfchen? fragte die Unbekannte.

Gustav Heinrich. Traubenheim.

Unbekannte. Traubenheim? Der Name ist mir bekannt.

Gustav Heinrich. Sind Sie vielleicht aus der Nähe, und darf ich mir um der Nachbarschaft willen Glück wünschen?

Unbekannte. Nein! aus der Nähe bin ich nicht. Schwäbinnen können ihr Vaterland nicht verläugnen — die Sprache verräth uns.

Gustav H. Aber wie ist denn der Name Traubenheim bekannt?

Unbekannte. Mein Bruder gewann auf der Universität zu Heidelberg — die Freundschaft eines Herrn von Traubenheim.

Gustav H. Darf ich Sie um den Namen Ihres Bruders bitten?

Unbekannte. Er nennt sich Günther Gottlieb Stahlfeld auf Billbach — aber kennen Sie vielleicht den Herrn von Traubenheim auch, der meines Bruders Freund ist?

Gustav H. Ob ich ihn kenne? Ja wohl, schöne, gute Schwester meines trauten Freundes und Hauskompagnons — ich bin Traubenheim selbst!

Fräulein von Stahlfeld. (entzückt) Was? Gustav Heinrich von Traubenheim!

Gustav H. Gustav Heinrich! aber wo ist jetzt mein lieber Gottlieb?

Fräulein von Stahlfeld. Zu Billbach. Er will auf dem Lande bleiben, und verwaltet die Güter meines Vaters, der seit einem Jahre sehr kränklicht

ist,

iſt, — und eben ein wenig geſtärkt vom Bade zu Brückenau zurückkehrt.

Lieber Vater! ſagte ſie hierauf, wir finden hier unvermuthet unſers Gottliebs vortreflichen Freund, den Freyherrn von Traubenheim. —

Herr von Stahlfeld. (ihn umarmend) Seyn Sie mir gegrüßt, treflicher, junger Mann! Nehmen Sie mit dieſem Freundeskuß den innigſten Dank für alles, was Ihnen mein Sohn ſchuldig iſt.

Guſtav H. Keinen Dank, Herr von Stahlfeld! Ich bin Schuldner für die dauernde Freundſchaft, die mir Ihr Herr Sohn geſchenkt hat.

Herr von Stahlfeld. Nein, Baron! Wir wiſſen es nur zu gut, wie viel Ihnen mein Gottlieb zu verdanken hat. Sie haben ihn aus den Stricken liederlicher Menſchen gerettet; Sie waren ihm Muſter des Fleißes und der Ordnung; Sie haben ihn in Ihr Haus gezogen, um ihn auf dem beſſern Weg zu erhalten; Sie haben . . . .

Guſtav H. (einfallend) Sie beſchämen mich! — Erlauben Sie mir ſtatt deſſen, daß ich Ihnen einen andern Freund Ihres braven Herrn Sohnes in meinem Freunde Kosmann vorſtelle.

Auch Kosmanns perſönliche Bekanntſchaft machte den Reiſenden viel Vergnügen. Voll Entzücken über den unerwarteten Fund nahmen ſie die Einladung des Barons an, und trafen mit ihm und ſeinem Kosmann zu Fuß in Traubenheim ein.

Die Aufnahme im wirthlichen Schloße gefiel ihnen ſchon am erſten Abende ſo wohl, daß ſie den

klei-

kleinen Unfall mehr für ein Glück als Unglück hielten. Die beyden Vetter waren so glücklich, schon am Abendtische eine weitläufige Verwandtschaft zu entdecken, und auf gute Vetterschaft trinken zu können.

Gustav Heinrich war aber mit dieser Verwandtschaft vom Adam her so wenig zufrieden, daß er schon am ersten Abende anfieng, auf eine nähere Bekanntschaft zu sinnen. Die ganze Nacht lag er schlaflos, und dachte auf Mittel und Wege, die Schwester seines Gottliebs zu seiner Gattinn zu machen. Seine peinlichste Sorge war indeß nur ihre schon auf übermorgen festgesetzte Abreise — eine Zeit, die ihm, um eine Erklärung zu machen, zu kurz schien, und doch wußte er keinen Vorwand, diese Abreise zu verspäten. Zum Glücke aber gefielen sich die beyden Altväter so wohl, daß sich der Herr von Stahlfeld schon am folgenden Mittage entschloß, eine volle Woche in Traubenheim zu bleiben. Gustav Heinrichs Bekanntschaft mit dem Fräulein von Stahlfeld wurde nun stündlich vertrauter, und ehe der Abschiedstag herankam, war Ernestine von Stahlfeld die erklärte Braut des Barons.

Mit Entzücken hörten die alten Herrschaften von Traubenheim den Entschluß ihres Stammhalters. Ernestine hatte ganz das Herz der Eltern gewonnen; war so ganz für Landwirthschaft erzogen, und doch auch für die feinere Welt gebildet, daß Gustav Heinrich durch diese Wahl nur den elterlichen Wünschen zuvorkam. Nach einem zehntägigen Aufenthalt begleitete er seine geliebte Braut nach Schwaben.

Gottlieb flog mit offenem Arme seinem Vater und seiner Erneſtine entgegen; aber wer ihn zuerſt an die Bruſt drückte, war — ſein alter Freund Guſtav Heinrich. Die angenehme Uiberraſchung, ſo ganz unerwartet ſeinen liebſten Freund wieder zu ſehen, kann man ſich denken; aber unmöglich das Entzücken, mit welchem ſich die beyden Schwäger umarmten, als der alte Herr von Stahlfeld das Traubenheimer Abentheuer und die daraus entſprungene Verbindung ſeiner Tochter ſeinem Gottlieb entdeckte.

Die alten Herrſchaften raumten nun das Traubenheimer Schloß, und zogen nach Langenhauſen, wie es der alte Herr Geſandte ſchon längſtens Willens war, weil ihm das Schloß zu Langenhauſen wegen einem an den Garten gränzenden Wäldchen angenehmer, und wegen des vortreflichen Waſſers geſünder ſchien.

Gegen den Herbſt des obgedachten Jahres 1786 holte der junge Gutsherr ſeine geliebte Braut ab, und wurde mit ihr zu Traubenheim öffentlich in der Kirche ehlich verbunden; denn es war immer ſein Grundſatz: Was dem Unterthan heilig und ehrwürdig ſeyn ſoll, muß es auch dem Herrn ſeyn. O! möchten doch alle Richter und Gutsherren dieſen erbauenden Grundſatz noch heut zu Tage haben!

Ein junger Richard, der vor zwey Jahren ſeinem alten Vater als Schullehrer beygeſetzt wurde, machte die Anſtalt, daß zwey ſchön geputzte Dorfsmädchen mit Körben voll Blumen vor dem Schloßthore

re den Kirchgang des hohen Brautpaars erwarteten, und vor demſelben her den Weg mit Blumen beſtreuten. Auf dem Rückwege überreichte die eine der gnädigen Braut einen Kranz, die andere folgendes vom jungen Richard verfertigtes Gedicht:

Nimm, edles Fräulein! dieſen Kranz,
den Dir die Liebe windet;
Klein iſt ſein Werth, doch ſagt er ganz,
was unſer Herz empfindet.

Sanft, wie der Thau die Blumen tränkt,
erquick' Euch Gottes Segen;
geht bis ins Alter ungekränkt
auf lauter Blumenwegen.

Euch ſey das Leben immerdar,
ſo heiter, ſo beglücket,
wie der erſehnte Morgen war,
da wir den Kranz gepflücket.

Mehr Wünſche, als der Blumen ſich
für dieſen Kranz gefunden,
hat jede Pflückerinn für Dich,
Du holde Braut! empfunden.

Schon ſeh'n wir jeden Wunſch voraus
erfüllet mit Entzücken;
ſeh'n Kinder Dir ſchon einen Straus,
Du edle Gattinn! pflücken.

Sie ſchmücken Deine Mutterbruſt
zum Spiel mit kleiner Mühe,

und

und hüpfen, Lämmern gleich, vor Luſt
um ihres Vaters Knie.

Der alte Herr, ſein edles Weib,
die herzensgute Leute,
ſeh'n ihrer Enkel Zeitvertreib,
und weinen drob vor Freude.

Auch unſre Wangen netzen ſchon
die hellen Freudenzähren,
und Gott wird Euch der Tugend Lohn
auf Erden ſchon gewähren.

Was Euch den Leidenskelch verſüßt,
was glücklich macht hienieden,
was wahrhaft gut und nützlich iſt,
ſey immer Euch beſchieden.

Und geht's Euch wohl: ſo leben wir
in Euerm Schutz verborgen;
denn unabläßig werdet Ihr
für unſre Wohlfahrt ſorgen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Noch zu guter Letzt ein Räthsel: Die als Braut starb, lebt als Weib.

Zwey Jahre nach Gustavs Heinrichs so glücklicher Verbindung im Jahre 1788 starb Agnes von Marschland. Sie schlummert in der Traubenheimer Gruft — und viele Thränen flossen auf ihr Grab. Von einem Theil ihres zurückgelassenen Vermögens wurden auf ihren ausdrücklichen Befehl zwey Leichenhäuser errichtet, in Langenhausen eines und in Traubenheim eines. Sie wurden nahe an den Gottesacker hingebaut, und von alten verständigen Eheleuten bewohnt, denen die Bewachung und Besorgung der Todten bis zum Begräbniß übertragen ist. Christoph Lieberich, der nach seines Vaters Tod die Traubenheimer Badstube bekam, hatte sie sorgfältig unterrichtet, wie man einen Todten behandeln, und auf welche Wahrzeichen man besonders achten müsse, um keinen Menschen lebendig begraben zu lassen. Jedes Leichenhaus hat zwey Zimmer, welche hart an einander stossen. In dem einen wohnt das Ehepaar, und von diesem geht eine mit hellen Fenstern versehene Thüre in das andere Zimmer, wohin die Leichname, nachdem man sie noch sechs Stunden in ihren Betten liegen läßt, gebracht werden. Dieses Zimmer, welches an den Ecken der Decke und des Fußbodens mit Zugröhren

ver-

verſehen iſt, wird des Winters allemal mäßig geheitzt, ehe man eine Leiche bringt, und ſo lange ſie da liegt, warm erhalten. Zur Bequemlichkeit ſind ein Paar Leichenkäſten vorhanden, worinn die Verſtorbenen in ein Betttuch eingeſchlagen nach dem Leichenhaus gebracht werden.

Sobald ſie dahin kommen, machen der Leichenvater und die Leichenmutter, (wofern noch die mindeſte Hoffnung vorhanden iſt,) Verſuche der Wiederbelebung. — Man beſprengt die Leichname mit eiskaltem Waſſer, kitzelt ſie mit der Fahne eines Federkiels in dem Schlunde, reibt ſie durchaus mit wollenen Tüchern, bürſtet die Fußſohlen, hält ihnen ſtarken Spiritus vor die Naſe, drückt in die Augäpfel eine Vertiefung, und beobachtet, ob ſie von ſelbſt ſich wieder füllen, ruft mit ſtarker Stimme den Namen ins Ohr — denn das Gehör iſt oft allein noch reizbar, wenn alle andere Sinne ihre Fühlbarkeit verloren haben. Findet ſich nach allen dieſen Proben keine Spur des Lebens; ſo bleibt der Leichnam auf einer beſonders eingerichteten Bank, die oben ein Kopfpult hat, liegen. Man deckt ihn nur leicht zu, und verbindet ihm Mund und Naſe nicht, weil dadurch das Wiedererwachen faſt unmöglich gemacht wird. — Bey ſolchen, welche plötzlich dahin ſterben, deren Augen noch einige Durchſichtigkeit haben, deren Leib nicht ganz todtenfärbig und ſteif iſt, geht man noch vorſichtiger zu Werke. Nach allen oberwähnten Proben befeſtigt man an ihren beyden Händen einen Faden, der an eine kleine Schelle

geht,

geht, die bey der geringsten Bewegung sich rührt, und ein Zeichen giebt. Der Leichenvater und die Leichenmutter müssen nun wechselweis Tag und Nacht wachen, und den Todten, um welchen des Nachts ein paar Lampen vom feinsten Oel brennen, sorgfältig beobachten. Erst dann, wenn der Körper Flecken bekömmt, und sichtbar in Faulniß übergeht, wird er begraben, und vom Priester und seinen Anverwandten und Freunden aus dem Leichenhause heraus zu Grabe begleitet.

Die Zufriedenheit der Traubenheimer mit dieser vortreflichen Anstalt war zwar Anfangs so groß nicht, als man hoffte. Die wenigsten entschlossen sich ihre Todten dahin bringen zu lassen. Sie erduldeten lieber in ihren Häusern alle mögliche Ungemächlichkeiten, obgleich die neue Anstalt für sie mit keinem Unkosten verbunden war; — weil alle Ausgaben von den Kapitalsinteressen der Stiftung bestritten wurden.

Die Klügern des Dorfes brachten zwar ihre Leichen dahin, aber gewöhnlich nur solche, die sie im Leben wenig geachtet hatten, bis sich endlich ein Zufall ereignete, der das ganze Dorf für die gute Verordnung so sehr einnahm, daß seit der Zeit keine Leiche mehr länger als die festgesetzten 6 Stunden in den Häusern bleibt.

Ulrich Wenners, des Schultheissen, jüngste Tochter, ein vom ganzen Dorfe geliebtes Mädchen, hatte mit einem jungen wackern Purschen des Orts,

Na-

Namens Martin Ulmer, Hochzeit. Beym Tanze erhitzte sie sich, und fühlte plötzlich Schwäche und Zittern durch alle Glieder. Um die Freude des Tages nicht zu stören, gieng sie heimlich in ihre Kammer, warf sich auf's Bett, und als man sie nach einer Stunde vermißte, fand man sie starr und leblos auf demselben. — Alle Mittel, die man anwandte, waren vergebens; die allgemeine Freude des Tages war in allgemeines Wehklagen verwandelt, und ehe der Morgen graute, schlief schon die Braut auf der Bahre des Leichenhauses.

Mehr als 24 Stunden lag sie hier ohne das geringste Zeichen des Lebens, als auf einmal die Leichenmutter in der Nacht einen leisen Ton der Schelle zu hören glaubte. Sie weckt ihren Mann, und beyde giengen zum Leichnam. Als sie eine Zeit so dastehen, und schon den Ton der Schelle für einen Betrug der Ohren hielten, öffnete Marie das eine Augenlied ein wenig. Schnell fangen die Todtenwärter an zu reiben und zu rütteln; bringen sie ohne Verzug in ein dazu vorräthiges Bett, und Marie lebt nach und nach wieder auf. Gott! wo bin ich? ruft sie endlich, als sie sich in einem fremden Zimmer und unter fremden Menschen sieht. Wo ist mein Martin? —

In der größten Hastigkeit rennt der Leichenvater nach dem Bräutigam, der eben im Bette liegt, und weint. Martin! steh auf, und sey wohl auf!

ruft

ruft der Freudenboth durch's Fenſter, deine Braut lebt wieder! Eure Tochter iſt wieder am Leben! ! ſchreyt er wie unſinnig vor dem Hauſe ihrer Eltern, zeigt es beym Dorfsarzte Lieberich an, und ſpringt dann wieder zurück. Vor Schrecken und Freude zitternd eilt Martin nach dem Leichenhauſe, und gleich nach ihm kommen ihre Eltern; aber alle wiſſen nicht, ob ſie geträumt oder gewacht haben. — Was glich aber der Freude, als ſie ihre Marie wirklich lebend fanden. — Eltern und Bräutigam ſchloſſen die wieder Belebte zugleich in ihre Arme, und überhäuften ſie mit Küſſen. —

Lieberich gab ihr jetzt etwas ſtärkendes, und am folgenden Morgen konnte ſie ſchon wieder in ihr Haus gebracht werden; lebt bis jetzt noch friſch und geſund, iſt Mutter eines geſunden Knaben, und die Freude ihres Mannes; aber wo würde ſie ſeyn, wenn man ſie in eine kalte Kammer gebracht, ihr Mund und Augen verbunden, und früher begraben hätte? Schultheiß Wenner und ſein Tochtermann ſchenkten der Leichenmutter zwey Karolin; das ganze Dorf aber ſieht ſeit dieſer Stunde das Leichenhaus als eine der erſten Wohlthaten an, und der gnädige Herr hat eine Belohnung von ſechs Thalern darauf geſetzt, ſo oft es den Leichenwärtern gelingt, in einem Verſtorbenen wieder Leben zu entdecken.

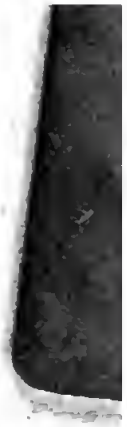
Dieſe einzige Geſchichte der Wiederbelebung der gute Marie, die als Braut ſtarb, und doch jetzt

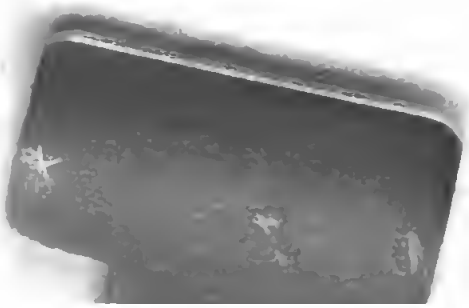
als Weib und Mutter lebt, konnte ich nicht unterdrücken, ob sie sich gleich erst nach der Vermählung des jungen Herrn, mit welcher ich das Buch schliessen wollte, zugetragen hat.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

(172) X IX. 86
I. 87
VI. 89





Digitized by Google